

CHRIS RYLANDER

DIE LEGENDE VON

GREGG

DER KRASS KATASTROPHALE

ANFANG DER GANZEN SACHE

Aus dem Englischen von Gabriele Haefs

CARLSEN



Carlsen-Newsletter: Tolle Lesetipps kostenlos per E-Mail!
Unsere Bücher gibt es überall im Buchhandel und auf carlsen.de.

Alle deutschen Rechte bei Carlsen Verlag GmbH, Hamburg 2019

Originalcopyright © 2018 by Temple Hill Publishing

Originalverlag: G. P. Putnam's Sons, an imprint of Penguin Random House LLC, New York

Originaltitel: *The Legend of Greg; Book One of An Epic Series of Failures*

Umschlagillustration © Jann Kerntke

Umschlagtypografie: formlabor

Aus dem Englischen von Gabriele Haefs

Lektorat: Franziska Leuchtenberger

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Herstellung: Karen Kollmetz

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-551-55388-1

Printed in Germany



*Für alle, denen jemals das Gefühl gegeben worden ist,
dass sie klein sind*

INHALT

- 1** Lodernde Damenbärte, menschenfressende Monster und Kopfexplosionen durch Fellsallergien 13
- 2** Wilbur macht sehr deutlich, dass die organischen Seifen meines Dad seinen Geruchssinn aufs Äußerste beleidigen 24
- 3** Der superdunkelgraue Donnerstag ist entsetzlicherweise erst halb vorüber 32
- 4** Ich esse zum Frühstück mit Bienenkotze überzogene Ziegen 50
- 5** Greg und Edwin tummeln sich auf einer Blumenwiese 62
- 6** Ich entdecke ein neues Talent: Mit meinem Gesicht Knochen brechen 72
- 7** Wie man richtig starke Rückenmuskeln kriegt 77
- 8** Dads rein biologische Nahrungsmittelzusätze zum Muskelaufbau sind offenbar ungeheuer wirksam 86
- 9** Ein Bauarbeiter der Zukunft wird in einer Mauer ein Skelett mit riesigen Knochen finden 91
- 10** Der Herr der Ringe ist eine fette Beleidigung 100
- 11** In meinem Gedärm braut sich schlechtes Wetter zusammen 109
- 12** Lichtschläger, Mondzauber und Sturmbäuche .. 117
- 13** Mir misslingt ein Auftritt als komisches Genie ... 125

- 14** Cronenbergs Kuttel-
Imbiss und Wählscheiben-
telefon-Reparaturladen 132
- 15** Das grandiose Schauspiel
von Borin Holzfällers
dickem Zeh 143
- 16** Pfeil im Auge, Kugel im
Kopf oder Schwert im Rücken:
eine kleine Auswahl meiner
möglichen Todesarten 153
- 17** Mrs O'Learys Kuh ist
nun doch nachweislich
unschuldig 160
- 18** Die Zwergische Anti-
Mungo-und-Ameisengrütze-
Einheit 173
- 19** Es beeindruckt mich kein
bisschen, wenn jemand mit
dem Gesicht eine Parkbank
zertrümmert 182
- 20** Meine erste Zwergen-
waffe 190
- 21** Ein Zwerg zu sein ist
keine Entschuldigung dafür,
beim Schach zu verlieren . . 198
- 22** Das mächtigste Relikt
der alten Welt erweist sich
als fantastischer Rücken-
kratzer 208
- 23** Glam droht, mir meine
schnuckelige Fresse zu
polieren 216
- 24** Jetzt ist bewiesen, dass
niemand den Tod einer
Schildkröte auf dem Gewis-
sen haben will 223
- 25** Ich kündige hiermit ein
Wortspiel an: Tja, Perry, da
haste den Salat! 233
- 26** Edwin bekommt Haus-
verbot für das Qitris-
Festival 246
- 27** Wir werden wie die
Helden gefeiert, weil wir
einen Krieg vom Zaun
gebrochen haben 252
- 28** Mein Dolch hat einen
englischen Vornamen, näm-
lich B-L-A-C-K-O-U-T . . . 263
- 29** Lomdul Hartschwert
speit Feuer 272

- 30** Ari schlägt mich immer wieder mit einer riesigen Keule 280
- 31** Ich merke, wie sehr es mir fehlt, Gespräche mit leblosen Gegenständen zu führen 292
- 32** Eine magische Axt und ich machen einen psychedelischen Tagesausflug zum Waldmond Endor 296
- 33** Ich werde aufs Übelste von einem Leprechaun beleidigt 308
- 34** Ich werde wie ein leeres Hamburger-Einwickelpapier zusammengeknüllt 320
- 35** Ich rufe auf so inspirierte und hochemotionale Weise zur Tat auf, dass es alle zu Tränen rühren würde – außer Zwerge 329
- 36** Fynric gibt mir ein Trut- hahnbrod und eine Flasche Rum für meinen Einsatz ... 335
- 37** Paul sammelt die seltsamste Fahre der Nacht auf 343
- 38** Wir erfahren, dass Menschen ein trostloses Leben haben 347
- 39** Aderlass und ich fallen so richtig mittelalterlich über einen wehrlosen alten Kopierer her 353
- 40** Es stellt sich heraus, dass Kobolde genauso hässlich sind, wie ihr Name andeutet 357
- 41** Na gut, manchmal weint ein Zwerg eben doch 363
- 42** Wie sich herausstellt, sind Bergtrolle wirklich so blöd, wie Buck behauptet hat 367
- 43** Na gut, Felstrolche sind immerhin gescheit genug, um aus ihren Fehlern zu lernen 372
- 44** Sieben Zwerge, die am Himmel über Chicago eine Runde drehen 375
- 45** Aderlass hält einfach nicht die Klappe 379
- 46** Ich suche in der öffent- lichen Bibliothek nach wütender Rache 383

47 Ich kündige ein weiteres
Wortspiel an: Mein (ehemals) bester Freund fliegt
auf mich 389

48 Die Morgendämmerung
der Magie 395
Danksagungen 396

HALT!

**Ehe ihr anfangt, das hier zu lesen, welcher Tag ist heute?
Wenn Donnerstag ist, dann schlagt dieses Buch sofort zu
und lest lieber morgen weiter.**

**Wenn ihr das hier an einem Donnerstag lest, passiert
garantiert was Schlimmes.**

Glaubt mir.

1

Lodernde Damenbärte, menschenfressende Monster und Kopfexplosionen durch Felsallergien

Es ist eigentlich nicht besonders überraschend, dass der Tag, an dem mir fast von einem gemeinen Monster das Gesicht weggekratzt worden wäre, ein Donnerstag war.

Seit ungefähr dem Anbeginn aller Zeiten (sagen mein Dad und sein Dad und der Dad seines Dad und der Dad vom Dad seines Dad usw.) sind den Leuten aus meiner Familie an Donnerstagen schlimme Dinge widerfahren. Hier einige Beispiele:

- Großtante Millies legendärer Bart fing an einem Donnerstag Feuer. Der Bart, der einst den absoluten Neid aller Belmonts (Männer wie Frauen) erregt hatte, wurde beim Nachwachsen leider nie wieder der Alte.
- Die Second Midwestern Bank ließ an einem Donnerstag des lange zurückliegenden Jahres 1929 die alte Belfort-Familienfarm beschlagnahmen und verurteilte die Sippe damit zu einem tristen Stadtleben. Seit damals nennen alle meine Tanten und Onkel dieses Geldinstitut eine schleimige Pointer-Bank. Niemand will mir verraten, was das bedeutet, aber es ist mit fast vollständiger Sicherheit ein Fluch, denn

Tante Millie schrie genau das, als sie merkte, dass ihr Bart in Flammen stand.

- Mein Vetter Phin verlor an einem Donnerstag seinen nagelneuen Wagen. Bis heute haben wir keine Ahnung, was aus dem Auto geworden ist. Phin hatte es in der Stadt in irgendeiner Straße abgestellt, vergaß dann aber total, in welcher. Nach einer Suche von über einer Stunde gab er auf und fuhr mit dem Bus nach Hause. Wenn ihr es für unmöglich haltet, einen Sedan mittlerer Größe zu verlieren, dann fragt mal einen Belmont an einem Donnerstag.

Es gibt unzählige weitere Beispiele, aber es geht mir um Folgendes: Es hätte mich nicht überraschen dürfen, an einem Donnerstag fast in Stücke gerissen zu werden. Ich hatte natürlich damit gerechnet, dass irgendwas passieren würde, da das fast immer der Fall war. Nur nicht etwas dermaßen Drastisches. Ich hatte gedacht, mir würde vielleicht Kaugummi in den Haaren kleben bleiben. Oder Perry würde versuchen, mich wieder einmal in die Toilette der vierten Klokabine in der Jungengarderobe zu pressen – was eigentlich *fast* so schlimm war, wie von einem Monster angegriffen zu werden, da dieses Klo so berüchtigt war, dass es sogar einen eigenen Namen hatte: die *Super Bowl*. In der Super Bowl war seit 1954 die Spülung nicht mehr betätigt worden, das lag an irgendeinem schuleigenen Aberglauben, der so tief verwurzelt war, dass sogar der oberste Gesundheitsinspektor der Stadt ihn respektierte (auch er hatte früher einmal unsere Schule besucht). Ich kann euch die furchtbaren Dinge, die ich in dieser Toilette gesehen habe, nicht einmal ansatzweise beschreiben – und der Geruch soll nie wieder erwähnt werden.

Aber ich will mich über Donnerstage wirklich nicht beklagen.

gen. Sie gehören zu einem Dasein als Belmont einfach dazu. Manche von uns werden reich geboren, andere arm, einige mit acht Zehen, andere mit blonden Haaren, und noch andere eben mit einem Donnerstagfluch.

Zum Glück konnte meine ganze Familie ziemlich gut mit diesem Fluch umgehen. Wir hatten sogar ein Sprichwort: *Donnerstage sind der Grund, warum jeder andere Tag so toll ist!* Na gut, das klingt vielleicht nicht gerade schmissig, aber es stimmt. Die anderen Wochentage kamen mir im Vergleich zum Donnerstag wirklich vor wie Ferien.

Dieser besondere Donnerstag fing eigentlich ziemlich normal an: mit einem harmlosen Schulausflug zum Lincoln Park Zoo.

Die Pädagogische Isaacson-Spezial-Schule (bestimmt schafft ihr es nicht, bei der Aussage ernst zu bleiben, dass ihr auf eine Schule namens PISS geht!) ist eine der vornehmsten und angesehensten privaten Lehranstalten des Landes. Sie hätte genug Geld, um sich einen eigenen Zoo zu kaufen, wenn sie wollte. Aber stattdessen wurden wir auf »kulturell bereichernde« Ausflüge ins Shedd-Aquarium oder zu einem regionalen Apfelpfad oder einer anderen, viel ärmeren Schule im Westen der Stadt geschleift, damit meine Klassenkameraden mit eigenen Augen sehen konnten, um wie viel besser ihr Leben war als das anderer Jugendlicher.

An diesem Donnerstag karrte ein Konvoi aus Luxusreisebussen die gesamte Schule zum Zoo. Auf der rechten Seite der Straße lag der Michigansee und sah mit seiner glitzernen blauen Oberfläche aus wie ein Ozean, der sich unendlich dahinstreckte.

Nachdem wir vor dem Eingang zum Lincoln Park Zoo aus dem Bus gestiegen waren, suchte ich zuerst Edwin. Das war

das Gute an Ausflugsdonnerstagen: Ich konnte den ganzen Tag mit meinem besten Freund herumhängen.

Edwin war mit Abstand der beliebteste Junge an der PISS, und vielleicht auch der reichste. Möglicherweise gibt es da einen Zusammenhang.

Nicht, dass es bei den PISS-Schülern selten vorkam, dass jemand reich war (ich war eine der wenigen Ausnahmen). Von den 440 Schülerinnen und Schülern bekamen nur 45 die Schulgeld-Ermäßigung. Die anderen kamen aus Familien, die wohlhabend genug waren, um sich 43000 Dollar pro Jahr für etwas leisten zu können, das es anderswo umsonst gab.

Aber Edwins Familie schwamm auf einem ganz anderen Niveau im Geld. Ich arbeitete im Sommer immer im Bioladen meines Dad, während Edwin die Ferien damit verbrachte, in der privaten Luxusjet-Flotte seiner Eltern um die Welt zu düsen. Ja, in der *Flotte*, sie hatten nicht nur einen Privatjet. Ich wusste nicht einmal, womit genau Edwins Eltern ihren Lebensunterhalt verdienten. Sie arbeiteten irgendwo in der Innenstadt so was mit Finanzen – als Vorstandsvorsitzende einer Investitionsfirma oder Geschäftsführende Finanzprodukt-Manager oder Marktanalytiker-Aktienmakler-Finanzchef-Verwalter oder so.

Aber wie auch immer: Obwohl wir aus zwei verschiedenen Welten kamen, waren Edwin und ich seit unserer ersten Begegnung vor drei Jahren beste Freunde.

An jenem Donnerstag fand ich ihn umgeben von einer Schar hübscher Achtklässlerinnen. Sie verzogen das Gesicht, als ich mich dazugesellte. Ich vermutete, das lag daran, dass ich roch wie eine Mischung aus gepökeltem Schweinebein und isländischem Moor (mein Dad stellte nämlich seine eigenen Bioseifen her und zwang mich dazu, sie zu benutzen). Ich ignorierte

das genervte Glotzen der Mädels, als sie sich zerstreuten – wie immer, wenn ich aufkreuzte.

»He, Greg«, sagte Edwin mit breitem Grinsen. »Hat dein Dad auf seiner Reise irgend 'ne coole Entdeckung gemacht? Irgendwelche ausgestorbenen norwegischen Baumsäfte? Oder eine neue Art Sumpfmooos? Vielleicht hat er endlich den seltenen und flüchtigen Arkonischen Knoppilz auftun können?«

Ein Teil von Dads Arbeit als *ökologischer Kunsthandwerker* (seine Worte, nicht meine) bestand in Reisen um die ganze Welt, auf der Suche nach neuen Zutaten für seine Seifen und Tees und andere natürliche Gesundheitsprodukte.

Er stöberte schon die ganze Woche in Norwegen herum.

»Ich weiß nicht, er kommt morgen zurück«, sagte ich. »Warum? Bist du wirklich so scharf darauf, seinen neuesten Tee auszuprobieren?«

Edwin sah mich an, als ob ich ihn aufgefordert hätte, mir seinen Finger ins linke Nasenloch zu bohren.

»Äh, nicht schon wieder«, sagte er und lachte. »Seine letzte Teemischung hat mir fast das Gesicht explodieren lassen, weißt du noch?«

»Er konnte aber auch nicht wissen, dass du allergisch gegen Schiefer bist«, rief ich ihm in Erinnerung.

»Das liegt daran, dass Schiefer eine Gesteinsart ist«, sagte Edwin und grinste. »Ich hatte noch nie Schiefer gegessen, weil im Allgemeinen kein Schwein *Felsen* verzehrt.«

»He, du hast ihn aber selbst um eine Kostprobe gebeten. Mein Dad zwingt niemanden, etwas zu probieren. Meistens bin ich sein Versuchskaninchen.«

»Ich weiß, aber ich kann nichts daran ändern, ich mag deinen Dad einfach«, sagte Edwin. »Er bringt mich zum Lachen. Der Typ ist einfach witzig.«

»Es freut mich, dass wenigstens einer von uns ihn witzig findet«, murmelte ich.

Im tiefsten Herzen war ich ebenfalls ein großer Fan der Macken meines Vaters, aber das wollte ich um keinen Preis zugeben.

»Und?«, sagte Edwin mit spöttischem Lächeln. »Bist du bereit für die *atemberaubende* Welt des Lincoln Park Zoo?«

Ich verdrehte die Augen.

Das ist das Blöde daran, wenn man so reich ist wie Edwin: Wenn man sich buchstäblich alles leisten kann, werden die meisten normalen Dinge langweilig. Im vergangenen Winter erst hatten seine Eltern ihn mit dem Hubschrauber über einen sibirischen Nationalpark in Ostrussland fliegen lassen – da konnte ein Ausflug in den Zoo einfach nicht mithalten. Vermutlich war er deshalb so begeistert von meinem Dad: Eines der wenigen Dinge, die man für Geld nicht kaufen konnte, war ein ausgeflippter, exzentrischer und (möglicherweise) witziger Vater.

»He, man weiß ja nie«, sagte ich. »Vielleicht ist es aufregender, als es klingt, sich deprimierte Tiere in einem Käfig anzusehen.«

Edwin lachte. Er hatte eine Schwäche für meinen bizarren, düsteren Optimismus. Ich machte meinen Dad für diese Eigenschaft verantwortlich.

»Sei nicht so ein Gwint«, sagte er.

Edwin bezeichnete mich als Gwint, wenn er mich zu pessimistisch fand. Ich hatte keine Ahnung, was »Gwint« bedeutete, aber diese Bezeichnung kam mir auf eine seltsame Weise passend vor. Edwin war begabt darin, merkwürdig passende Spitznamen zu finden. Wie *Scharfe Soße*, zum Beispiel. Der war Englischlehrer an der PISS und hatte oft die Aufsicht bei den

Ausflügen. Sein richtiger Name war Mr Worcestenshire, und natürlich wussten wir alle, dass Worcestersoße streng genommen gar nicht scharf ist, aber als Edwin diesen Spitznamen prägte, hatte er nicht genau gewusst, wie Worcestersoße denn eigentlich schmeckte. Außerdem war *Scharfe Soße* ein viel besserer Spitzname als *Fermentierter Würzextrakt*. Deshalb blieb der Name haften.

»Egal«, sagte ich. »Du bist übrigens am Zug. Oder versuchst du Zeit zu schinden, in der Hoffnung, dass ich meinen Masterplan vergesse?«

Edwin schnaubte und zog sein Telefon hervor.

Eine unserer gemeinsamen Leidenschaften war Schach. Nicht viele in unserem Alter spielten Schach. Genauer gesagt, mir war bisher nur einer begegnet, der Schach spielte: Danny Ipsento. Er hatte früher in unserer Straße gewohnt. Aber dann hatte es sich herausgestellt, dass er neben Schach noch andere Hobbys hatte, wie Brandstiftung und Taubenvergiften im Park. Deshalb wurden wir niemals richtige Freunde – ich hatte zu oft Pech, um mir einen Freund mit dermaßen gefährlichen Hobbys leisten zu können. Das wäre für mich gesundheitsgefährdend gewesen.

Aber was ich sagen wollte: Weil es so wenig Schachspieler gab, kam es mir fast zu perfekt vor, als ich Edwin zum ersten Mal die Schach-mit-Freunden-App an seinem Telefon öffnen sah. Ich hatte nur mit Schach angefangen, weil mein Dad von diesem Spiel besessen war und mir schon mit drei Jahren Unterricht gegeben hatte. Mein Dad redete die ganze Zeit über die *Perfektion* des Schachspiels: wie uralt es sei, dass es das einzige bekannte Spiel sei, bei dem Glück nicht die geringste Rolle spielt, und dass man dabei sein eigenes Schicksal zu hundert Prozent in eigenen Händen hält. Jeder Zug, jeder Gewinn, jeder Verlust

seien allein einem selbst überlassen, was man vom Leben nicht gerade sagen könnte (vor allem nicht als Belmont). Was auch der Grund war, warum ich Schach lieben gelernt hatte, trotz der Tatsache, dass ich fast nie gewann. Bei jeder neuen Partie war die Möglichkeit eines Sieges nur von meinem eigenen Vorgehen begrenzt. Was für jemanden aus einer mit ungeheurem Pech belegten Familie ein gewaltiger Trost war.

Ich war noch immer bei Weitem nicht so gut wie mein Dad. Noch nicht einmal so gut wie Edwin. Ich schlug Edwin vielleicht in jeder zehnten oder fünfzehnten Partie, und selbst dann hatte ich den Eindruck, dass er mich nur gewinnen ließ, damit ich am Ball blieb. Er liebte Schach zum Teil aus demselben Grund wie ich: Er hatte es schon als kleines Kind von seinem Dad gelernt. Dieser war nicht nur unanständig reich, sondern zufällig auch ein ehemaliger Schachgroßmeister. Und Edwin hatte seinen Dad immer schon angebetet, so sehr, dass er versuchte, seine Bewegungen nachzuahmen, um eines Tages genauso wie er gehen und reden und sich verhalten zu können.

Aber Edwin liebte Schach auch noch aus einem tiefer gehenden Grund, und vielleicht war das auch derselbe Grund, weshalb er so viele Freunde hatte: Er versuchte zu gern, die geheimsten Gedanken anderer zu durchschauen.

Edwin machte endlich seinen Zug, als Scharfe Soße, unser Aufsichtslehrer, unsere Gruppe über einen Betonweg führte.

»Oh Mann, ich will gar nicht wissen, was du jetzt wieder vorhast«, sagte ich.

Ich hatte selbst kein Smartphone (lange Geschichte), deshalb würde ich mir seinen Zug erst später im Computerraum der Schule ansehen können.

»Versuch, dir keine allzu großen Sorgen zu machen«, sagte Edwin nickend. »Genieß einfach diesen sensationellen Aus-

flug, den die PISS zu unserer Erbauung und Unterhaltung arrangiert hat.«

Ich lachte.

Wir begannen unseren Rundgang in der »Welt der großen Bären« – als ob es auch andere Bären gäbe! Wir betraten ein Gelände, das auf drei Seiten von niedrigen Holzzäunen und Purgier-Kreuzdorn-Sträuchern umgeben war (okay, ich finde Pflanzen total interessant, na und?). Eine dicke Glasscheibe trennte die Zoobesucher von der Bärenwelt, die aus einem felsigen Abhang bestand. Mehrere riesige Eisbären lungerten vor uns herum.

Die anderen riefen »ooooh« und »aaaah«, als sich die gewaltigen Bärenköpfe umdrehten, um uns anzustarren.

Mir sträubten sich die Haare an den Armen, als der größte der Bären meinen Blick einfing. Er stieß ein solches Gebrüll aus, dass wir es durch alle Schichten des Sicherheitsglases hören konnten.

Ich war eigentlich nie besonders tierlieb gewesen. Die Haustiere anderer wichen mir normalerweise aus, als ob ich eine ansteckende Krankheit hätte. Was peinlich war, denn Hunde haben sich doch im Laufe der Jahrtausende darauf spezialisiert, Menschen zu *lieben*.

Aber als ich dort im Lincoln Park Zoo stand und geschockt dem riesigen Bären in die Augen starrte, kam mir das ganz anders vor als bei Hunden und Katzen, die mich nicht leiden konnten. Es ist schwer zu erklären, aber ich wusste sofort ganz genau, dass hier etwas nicht stimmte. In dem Moment war mir klar, dass der Bär mich mehr hasste als alles andere auf der Welt.

Alle sahen in ehrfürchtigem Schweigen zu, wie der Eisbär auf uns zutrottete. Wenn er sich auf die Hinterbeine stellte, war er mindestens dreimal so groß wie ich, und seine Pfoten

waren groß genug, um mir mit einer einzigen Bewegung das ganze Gesicht wegzufetzen.

Die Lippen des Bären öffneten sich zu einem weiteren Fauchen.

Dann bückte er sich und hob mit seinen Vorderpfoten einen Felsquader auf. Die anderen aus meiner Klasse schnappten nach Luft. Einige lachten, als der Bär mit dem riesigen Felsbrocken zwischen den Pfoten auf uns zukam.

»Meine Güte, hat der Bär wirklich gerade einen Felsblock aufgehoben?«, fragte Edwin.

Eine junge Zooangestellte mit einem Namensschild (»Lexi«) trat vor unsere Gruppe aus verdutzten PISS-Leuten.

»Es besteht kein Grund zur Sorge«, sagte Lexi mit einem stolzen Lächeln. »Wilbur und einige andere der Bären spielen einfach gern mit Steinen. Das machen sie oft. Wie Hunde und Katzen können Bären überraschend verspielt sein.«

Wilbur ließ abermals ein wütendes Gebrüll hören.

Lexi lächelte noch immer, aber ihre Augen huschten nervös zurück zu den Bären. Wilbur machte wieder einige Schritte vorwärts, den Felsquader fest gepackt. Er stand jetzt genau auf der anderen Seite des Panoramafensters.

Und er starrte mir noch immer ins Gesicht.

Der Eisbär hob den Felsblock und knallte ihn gegen das Sicherheitsglas.

DRÖHN.

Die Zuschauer schnappten nach Luft und traten allesamt einen Schritt zurück, als die Fensterscheibe vibrierte. Aber sie zerbrach nicht, sie bekam nicht einmal einen Riss. Lexis Lächeln war verschwunden, aber sie gab sich alle Mühe, uns zu versichern, dass alles in bester Ordnung sei.

»Das sind fünf verschiedene Schichten aus verstärktem

laminierten Sicherheitsglas«, sagte sie mit zitternder Stimme.
»Kein Grund zur Beunruhigung.«

DRÖHN.

Die äußerste Glasscheibe zersprang zu einem Spinnwebewebe. Das nervöse Gemurmel der Umstehenden schlug in etwas um, das große Ähnlichkeit mit Panik hatte.

Bären können kein unzerbrechliches Sicherheitsglas zerbrechen.

Ich wusste das so sicher, wie ich wusste, dass es keine Koblode gab und dass die Seife meines Dad grauenhaft stank – das waren Tatsachen. Aber ich konnte nur voller Entsetzen zusehen, wie dieser Bär hier, durch meine Anwesenheit in einen unirdischen Zorn geraten, abermals mit dem Felsblock auf die dicke Panoramafensterscheibe einschlug.

DRÖHN.

Glassplitter stoben um den Bären im Gehege herum. Er hatte soeben ohne Probleme weitere Schichten des Panoramaglasses zerschlagen. Die Zuschauer wichen immer weiter zurück. Einige hatten bereits die Flucht ergriffen. Jegliche Spur von Gelassenheit war aus Lexis Gesicht verschwunden und sie sprach hektisch in ein Walkie-Talkie.

Wilbur der Eisbär holte mit dem Felsblock aus und stieß dann ein letztes Mal damit zu.

KRÄSCH!

Die letzten beiden Glasschichten zerbrachen und verteilten sich in einer Million winziger Stücke über den Boden.

Kinder und andere Zoobesucher schrien auf und ließen sich in Deckung fallen. Wilbur stürzte an ihnen vorbei, als ob sie gar nicht da wären. Er hatte ein klares Ziel und nichts sollte ihm in die Quere kommen.

Wilbur, der drei Meter sechzig große Eisbär, kam geradewegs auf mich zugestürzt.

2

Wilbur macht sehr deutlich, dass die organischen Seifen meines Dad seinen Geruchssinn aufs Äußerste beleidigen

Schäumender weißer Schleim troff aus Wilburs fauchendem Maul und klatschte leise auf den Boden hinter ihm, während er voranstürmte.

Das hätte mich fast abgelenkt und ich wäre stumm und dumm stehen geblieben, während er mich zu einem Haufen menschlichen Hackfleischs verarbeitet hätte. Aber in letzter Sekunde kam ich zur Besinnung und ließ mich neben die Bahn des angreifenden Eisbären fallen.

Ich sprang sofort wieder auf die Füße, denn ich wusste, dass der wütende Bär nicht aufgeben würde. Gewaltige Krallen, die nur um Fingerbreite an meinem Gesicht vorüberjagten, bestätigten meine Vermutung.

Wilbur brüllte ein weiteres Mal.

Irgendwer kreischte los.

Ich nahm die Beine in die Hand.

Während ich mir einen Weg durch die Davonstürzenden bahnte, hörte ich mich zwischen keuchenden Atemzügen Wörter ausstoßen:

»Bär, Bär, Bär, Bär«, sagte ich, da mein Unterbewusstsein offenbar das Gefühl hatte, dass einige der Zuschauer den drei Meter sechzig großen Bären, der mich jagte, nicht sahen. »Bär, Bär, Bär!«

Ich rannte um ein großes hölzernes Schild herum, auf dem mitgeteilt wurde, Wilbur sei der älteste und größte in Gefangenschaft lebende Bär (na ja, *bisher* in Gefangenschaft lebend). Ich ging hinter dem Schild in Deckung wie hinter einer Festungsmauer.

Wilbur zerschlug diese Festungsmauer lässig mit einem Pfothenhieb.

Ein Splitterhagel prasselte auf meinen Kopf und ich sprintete wieder los, kam aber nicht sehr weit. Ich blieb mit dem Fuß an der Ecke eines verlassenen Imbisswagens hängen, stürzte und rollte bis zu einer Bank, wobei ich unterwegs eine heruntergefallene Wurst zerquetschte.

Wilbur wurde langsamer und setzte die Verfolgung dann im Wandertempo fort – er wusste ja, dass ich gefangen war und keine Fluchtmöglichkeit hatte (und jetzt zudem großzügig mit Senf gewürzt war).

Ich setzte mich voller Entsetzen auf und sah zu, wie der Bär zum letzten Hieb ausholte, wobei seine wütenden Augen in seinem weißen Fell leer und schwarz funkelten. Mindestens drei Betäubungspfeile steckten in seinem Rücken, aber das Betäubungsmittel hatte keinerlei Auswirkungen auf seinen wutentbrannten Zustand.

Zwei Zooangestellte in braunen Kampfanzügen hatten ihn fast eingeholt, auf jeder Seite einer. Sie krochen weiter, einer lud sein Betäubungsmittelgewehr nach und der andere hielt eine Stange mit einer Schlinge am einen Ende. Wilbur wischte einen der beiden problemlos mit der Pfote beiseite. Der Typ

flog in einen in der Nähe stehenden Baum (eine Amerikanische Ulme). Sein Kollege zögerte. Wilbur drehte sich um und brüllte ihn an und der Mann stürzte davon, nachdem er mir einen mitleidigen und gleichzeitig entschuldigenden Blick zugeworfen hatte.

Ich sah dem Bären ins Auge ... und damit meinem eigenen sicheren Tod.

Aber dann stand plötzlich jemand vor mir und beschützte mich vor dem wütenden Tier – Edwin! Hoch aufgerichtet und voller Selbstvertrauen bezwang er den Eisbären mit Blicken, der uns vermutlich beide für eine Art nette Zwischenmahlzeit hielt.

»Was tust du da?«, fragte ich, voller Angst, als Letztes in meinem Leben zu sehen, wie mein einziger Freund als Appetithäppchen verspeist wurde.

Edwin achtete nicht auf mich, sondern starrte weiterhin den Bären an. Wilbur erhob sich zu seiner vollen Größe und fauchte wütend. Edwin sagte nichts – er starrte nur.

Nach einigen Augenblicken wurden Wilburs Augen glasig. Dann waren sie einfach nur noch leer. Er schwankte für einen Moment auf seinen Hinterbeinen, dann kippte er mit einem leisen TUMP auf den Betonboden. Zooangestellte mit Tierfanggeräten stürzten herbei, um das bewusstlose Tier zu fesseln.

Edwin fuhr mit verdutzter Miene herum und legte sich eine zitternde Hand auf die Brust. Die totale Furchtlosigkeit, die er wenige Sekunden zuvor an den Tag gelegt hatte, schien ihm jetzt zu Bewusstsein zu kommen und seine Knie zitterten.

»Meine Güte, wie ... wie hast du ...«, stammelte ich, noch immer zu geschockt, um einen zusammenhängenden Satz herauszubringen.

»Ich ... ich weiß nicht«, sagte Edwin und schüttelte, sichtlich ebenfalls geschockt, den Kopf. »Ich ... ich wollte bloß ...«

Aber er konnte den Satz nicht beenden, denn die anderen aus unserer Schule drängten sich jetzt um ihn zusammen, schlugen ihm auf die Schultern und beglückwünschten ihn zu seiner Heldentat. Sie waren quasi kurz davor, ihm einen Eimer Limonade über den Kopf zu kippen und ihn auf ihre Schultern zu heben. Edwin erklärte immer wieder, sicher hätten die Betäubungspfeile dann doch noch gewirkt und es sei pures Glück gewesen, aber alle ignorierten seine Bescheidenheit und überhäuften ihn weiterhin mit Lob.

Ich stand ganz langsam auf.

Ein langer Schatten fiel über mein Gesicht und eine Sekunde lang glaubte ich, andere Bären seien Wilbur durch die zerbrochenen Scheiben gefolgt. Aber dann schaute ich auf und sah in Scharfe Soßes stirnrunzelndes Gesicht.

Es war kein Geheimnis, dass Scharfe Soße mich nicht leiden konnte.

»Was haben Sie denn jetzt wieder angerichtet, Mr Belmont?«, fragte Scharfe Soße.

»Nichts«, sagte ich verzweifelt. »Sie glauben doch nicht im Ernst, ich hätte das hier mit Absicht ...«

»Sicher hat der Geruch dieser grauenhaften sogenannten Seife, die dein Vater verhökert, die Tiere verstört«, sagte Scharfe Soße und starrte mich an, als wäre ich eine Packung sauer gewordener Milch.

»He, ich weiß, die Seifen meines Vaters sind nichts für zarte Gemüter, aber ...«

Mir blieben die Wörter in der Kehle stecken. Im Grunde hatte ich noch gar nicht richtig verarbeitet, was hier gerade passiert war. Ich war zu sehr damit beschäftigt gewesen, um

mein Leben zu rennen, als stehen zu bleiben und *Warum?* zu fragen. Warum hatte ich einen Eisbären dermaßen wütend gemacht, dass er angeblich unzerbrechliches Glas zerbrochen hatte – nur um mir eigenhändig unter die Nase zu reiben, wie sehr er mich nicht leiden konnte?

Rochen Dads Seifen wirklich so entsetzlich?



Auf der Rückfahrt zur Schule konnten sich die anderen im Bus gar nicht beruhigen.

Ich redete mit niemandem, da Edwin in dem Chaos, das auf den Bärenangriff folgte, in einem anderen Bus gelandet war. Aber ich hörte um mich herum eine Menge fieberhaftes Gemurmel:

»Edwin ist ein Held, echt.«

»... hat den Bären irgendwie *hypnotisiert*.«

»Greg ist wirklich eine Missgeburt ... hast du gesehen, dass der Bär ihn unbedingt fressen wollte?«

»... sah für ihn sicher aus wie ein doppelter menschlicher Cheeseburger.«

»Ich kann es gar nicht abwarten, mein Video von dem Angriff zu posten, das geht garantiert viral ...«

»Ich werde mich dieses Wochenende *definitiv* mit Edwin verabreden ...«

Sowie wir die PISS erreicht hatten, drängte ich mich durch das Gewühl in den Gängen zu meinem Schließfach. Ich wollte unbedingt im Laden meines Dad sein, ehe um vier Uhr nachmittags meine Schicht losging. Die Arbeit im *Erdgüter und Organische Harmonie*-Shop (den ich EGOHS nannte) war meistens absolut langweilig. Genau das, was ich jetzt brauchte: eine

ruhige, bärenlose Umgebung, um den Kopf klarzukriegen und der ganzen Sache einen Sinn abzugewinnen.

Die anderen aus meiner Klasse starrten mich an wie ein Gespenst, als ich an ihnen vorbeilief. Und das hätte ich eigentlich auch sein sollen: ein Junge, der bei einem grauenhaften Zwischenfall auf einem Schulausflug ums Leben gekommen und jetzt dazu verflucht war, eine qualvolle Ewigkeit die privilegierten Schüler der PISS heimzusuchen.

Einige Minuten darauf bog ich um eine Ecke in der Nähe des nördlichen Schulausgangs; ich wollte die PISS unbedingt verlassen, ehe ich noch ein einziges Mal angeglotzt würde wie ein Zombie. Aber eine Mauer aus wütenden Muskeln vertrat mir den Weg.

»Hier gehts nicht weiter, Fettmont«, sagte die riesige Gestalt. »Außer du zahlst den Zoll.«

Fettmont war einer meiner Spitznamen an der PISS (ihr wisst schon, weil ich fett war und mit Nachnamen Belmont hieß). Andere Spitznamen lauteten Roly-McBowly (weil ich einer menschlichen Bowlingkugel ähnelte) und Soßenkloß (weil fette Leute angeblich gern Soße aßen, und um ehrlich zu sein, aß ich gern Soße).

Die riesenhaften Schultern, die über meinem Kopf aufragten, gehörten Perry Sharpe, einem Achtklässler, den man leicht für ein kleines Rhinzeros halten konnte. Sein richtiger Name war Periwinkle, also »Immergrün«, aber nur jemand mit Todessucht hätte ihn jemals so genannt. Er war der gemeinste Typ an der ganzen PISS. Die meisten Quälgeister beschränkten sich auf harmlose Grundtechniken, wie Beschimpfungen oder Ohrenschnippen, Perry dagegen fand große Befriedigung darin, kreativere Formen der Folter zu ergründen. Wie etwa, meinen Kopf in die Super Bowl zu drücken oder meine Schul-

tasche mit spitzen Bleistiften zu spicken, wenn ich gerade nicht hinsah (mit der Spitze nach oben natürlich).

»Hast du mich gehört, Fettmont?«, fragte Perry. »Du kommst hier nicht durch, wenn du den Zoll nicht zahlst.«

Einer seiner Wurstfinger bohrte sich in meine Schulter und ich wäre fast hingefallen, konnte mich aber noch fangen.

Ich hätte Perry gern darüber aufgeklärt, dass als Zoll streng genommen eine Art Import/Export-Steuer im internationalen Handel bezeichnet wird, was auf unsere Situation nicht zutraf. Das Wort, das er vermutlich suchte, war »Maut«, was normalerweise verwendet wurde, wenn von einer Gebühr für die Benutzung eines Weges die Rede war.

Aber das alles sagte ich nicht. Ich sagte nur kleinlaut: »Ich könnte ja auch woanders langgehen ...«

Perry lachte.

»Da hast du ein Problem, Fettmont«, sagte er. »Der Zoll gilt nämlich überall. Egal wo, du musst blechen. Und der Zoll ist ganz schön hoch, so hoch, da garantier ich dir, du kannst dir das nicht leisten, nicht bei den jämmerlichen Gewinnspannen von dem blöden Hippieladen deines Alten. Und deshalb kriegst du die Strafe fürs Nichtbezahlen. Nämlich, dass ich dir so fest ich kann gegen den Arm boxe. Und du darfst nicht zusammensucken, sonst tu ich es noch mal, und noch mal und noch mal, in perpetuum.«

Ich schluckte und wäre fast an meiner eigenen Zunge erstickt.

»Du weißt doch, was das bedeutet? *In perpetuum?*«, fragte Perry, als ob er derjenige wäre, der mit einem Stipendium an die PISS gelangt war, und nicht ich.

Nur für die Akten:

In perpetuum, aus dem Lateinischen: für immer, in alle Ewigkeit

von:

perpetuus (Adjektiv): fortlaufend, ewig

An einem Donnerstag einem Eisbärenangriff zu entkommen war für einen Belmont an sich schon ein kleines Wunder. Aber die Gesetze des Zufalls würden mich nicht zweimal retten. Ich war lange genug ein Belmont (seit dreizehn Jahren), um das zu wissen.

Ich seufzte schicksalsergeben.

Von einem Bären zerrissen zu werden wäre wenigstens ziemlich schnell und schmerzlos gewesen.

3

Der superdunkelgraue Donnerstag ist entsetzlicherweise erst halb vorüber

Später würde ich diesen besonderen Donnerstag als den superdunkelgrauen Donnerstag bezeichnen.

Die Bezeichnung *Schwarzer Donnerstag* war ja bereits von etwas fast so Schrecklichem besetzt – von dem gewaltigen Börsenkrach, der die Große Depression ausgelöst hatte – und das hatte in mir den Verdacht geweckt, dass auf irgendeine Weise ein Belmont seine Finger mit im Spiel gehabt haben musste.

Schicksalsergeben drehte ich Perry meine Schulter zu.

Als Belmont war ich hervorragend darin, die Tritte hinzunehmen, die das Leben mir versetzte, so schmerzhaft sie auch sein mochten. Das Leben war nicht fair. Das hatte ich schon begriffen. Solche universalen Gewissheiten waren unänderlich. Es war viel einfacher, sich der Unfairness mit einem Anschein von Würde und Haltung zu stellen.

Ich schloss die Augen und wartete auf den Schmerz.

Aber dann hörte ich eine vertraute Stimme.

»Ach, hier bist du, Greg!«

Ich öffnete die Augen – Edwin stand zwischen einem sichtlich verärgerten Perry und mir.

»Du warst so schnell weg, Mann«, sagte Edwin zu mir. »Du hast wohl vergessen, dass wir noch was zu erledigen haben. Du weißt schon, *das*. Falls du hier nicht noch beschäftigt bist.«

Ich schüttelte den Kopf.

Perry verzog wütend das Gesicht. Er hatte Edwin noch nie besonders gut leiden können (da war er vermutlich der Einzige an der ganzen PISS). Aber trotzdem hatte er Edwin noch nie so schikaniert wie die anderen. Es wirkte fast so, als ob er aus irgendeinem Grund Angst vor Edwin hätte, obwohl er doppelt so groß war.

»Egal«, sagte Perry und stolzierte davon. »Wir sprechen uns noch, Greg.«

»Danke«, sagte ich zu Edwin und konnte endlich wieder atmen. »Zweimal an einem Tag gerettet. Einmal vor einer grauenhaften haarigen Bestie mit fauligem Atem und einem erbsgroßen Gehirn ... und dann vorhin noch vor dem Eisbär.«

»Der geborene Komiker!«, scherzte Edwin. »Komm schon, ich fahr mit dir zum Laden. Schließlich ist Donnerstag, und dir kann viel weniger passieren, wenn du mit mir zusammenbleibst. Ist doch klar.«

Ich grinste und nickte.

»Ein bärenstarker Vorschlag«, sagte ich.

»Nicht schlecht!«, Edwin lachte. »Auch wenn es ziemlich nahelag.«

Er lachte nicht, weil mein Wortspiel so komisch war (war es nicht), sondern weil es so schlecht war (sehr schlecht). Wir standen beide auf lahme Wortspiele. Verlangt jetzt nicht, dass ich erkläre, was wir daran so witzig fanden, ich weiß es nämlich nicht. Im vergangenen Jahr hatten wir uns im Matheunterricht immer wieder Zettel mit Wortspielen zugeschoben, bis wir rote Gesichter hatten und zitterten, weil wir das Lachen kaum noch

unterdrücken konnten. Wir hatten uns sogar geschworen, eines Tages ein neues landesweites Gesetz zu erlassen, nach dem alle, die ein schlechtes Wortspiel machen wollten, zuerst auf einen Stuhl steigen und offiziell mit erhobenem Zeigefinger erklären mussten: *Jetzt kommt ein Wortspiel!* Das Komische war, dass Edwins Eltern vermutlich reich und mächtig genug waren, so ein Gesetz durchzudrücken.

Edwin und ich verließen die Schule, gingen die kurze Strecke zur Bahnstation und quetschten uns in einen überfüllten Wagen. In einer Ecke fanden wir einige freie Sitze. Ich fuhr fast immer mit der Bahn zur Schule, zu Dads Laden und nach Hause. Die drei Orte lagen nicht gerade nahe beieinander, aber an derselben Bahnlinie, und das machte die Sache ziemlich unkompliziert. Edwin fuhr an den wenigen Tagen, an denen er nach der Schule nichts vorhatte, mit mir zusammen. Er hatte seinen persönlichen Chauffeur, aber aus Gründen, die ich nie ganz verstanden habe, nahm er dessen Dienste so selten wie möglich in Anspruch.

»Komm doch heute nach der Arbeit zu uns«, sagte Edwin, als der Zug sich wackelnd in Bewegung setzte. »Ich habe meinen Eltern schon erzählt, was passiert ist, und sie schmeißen eine Party, um meine Heldentat zu feiern. Vielleicht verleiht mir der Präsident sogar eine Lebensrettingsmedaille ... es gibt so ein Gerücht ...«

Ich lachte.

Edwin riss oft Witze über seine Wirkung auf andere, dieses Außenbild, dass er perfekt war – auf diese Weise machte er das alles weniger peinlich. Die Lobeshymnen, mit denen die anderen Schüler und auch die Lehrer ihn gern überschütteten, waren ihm unangenehm. Er hatte mir einmal erzählt, ich sei der Einzige, dem er das gestehen könnte; alle anderen

waren entweder neidisch oder ärgerten sich oder fanden ihn ganz einfach undankbar. Ich sei der Einzige, den er kannte, der begriff, dass ein Bild von etwas nicht dasselbe ist wie die Wirklichkeit.

»Alle Freunde meiner Eltern«, sagte er, als er mir erklären wollte, wie er das meinte, »die spenden eine Menge Geld für wohltätige Zwecke und Fundraising und so was. Aber das tun sie nur, wenn andere davon erfahren. Na ja, und außerdem können sie es von der Steuer absetzen ... Jedenfalls würden sie niemals auf die Idee kommen, anonym in einer Suppenküche auszuhelfen. Ihre Freigebigkeit wird genau registriert, und nur darum geht es. Obwohl sie trotzdem anderen helfen, ist das nicht *echt*.«

Je besser ich Edwin und seine Eltern kennenlernte, umso besser verstand ich, was er meinte.

»Ich glaube, ich lass die Party heute Abend ausfallen«, sagte ich.

Edwin verdrehte dramatisch die Augen.

»Hör doch auf, Greg!«, sagte er. »Du weißt doch, wie die anderen an der PISS mich anöden. Meine Eltern haben einen DJ angeheuert und lassen die ganze Palette von Chicagos besten Pizzen kommen. Ich weiß doch, wie gern du Pizza isst. Und ich verspreche dir, Bären haben keinen Zutritt.«

Wieder lachte ich.

Das mit der Gratispizza war wirklich ziemlich verlockend.

(Eine kurze Nebenbemerkung darüber, wie sehr mein Dad und ich Pizza lieben: Einmal haben wir aus Versehen unsere Lieblingspizzeria in den Bankrott getrieben. Das war an ihrem mittlerweile berüchtigten ersten – und letzten – Pizza-All-You-Can-Eat-Mittwoch. Das ist übrigens auch typisch für die Belmonts: Wir essen wirklich wahnsinnig gern. Nicht weniger

als vier Belmonts sind bereits bei Wettessen zu Weltmeistern gekürt worden.)

»Ich überlegs mir«, sagte ich. »Vielleicht kann mein Dad mich für ein oder zwei Stunden *entbären*. Wenn ihm dann nur nicht die Decke auf den Kopf *fellt*.«

Diesmal lachte Edwin. »Beide gut.«

»Aber mal ehrlich, was ist da heute im Zoo wirklich passiert?«, fragte ich schließlich.

Edwins Lächeln verschwand. Er sah mich einen Moment lang an und dann schaute er aus dem gegenüberliegenden Fenster. Die Dächer von hohen Mietskasernen fegten vorüber. Es kam nur selten vor, dass das natürliche Leuchten in Edwins Augen erlosch.

»Na ja, abgesehen von den bemerkenswerten Finten, mit denen du dem Bären entkommen wolltest, hab ich keine Ahnung«, sagte er endlich. »Ich hatte gehofft, du könntest es mir sagen. Du bist es doch, der einen Eisbären auf irgendeine Weise in wahnsinnige Wut versetzt hat!«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass ich ...«

»Immer mit der Ruhe«, sagte Edwin und grinste jetzt wieder. »Sollte nur ein Witz sein. Ich habe gehört, dass Scharfe Soße dir die Verantwortung zuschieben wollte. Der Kerl hat vielleicht Nerven ...«

»Allerdings«, sagte ich zustimmend. »Aber irgendwann hat er dann doch gefragt, ob bei mir alles in Ordnung ist ...«

»Vermutlich nur, um seinen eigenen Hintern zu retten, also juristisch«, sagte Edwin. »Und damit die PISS nicht ihre tollen Stiftungsgelder einbüßt.«

»Aber wie hast du es geschafft, dass der Bär zurückgewichen und dann umgefallen ist, bloß weil du ihn *angestarrt* hast?«

Edwin zuckte mit den Schultern. »Ich habe keine Ahnung, vermutlich einfach perfektes Timing, und die Betäubungspfeile haben endlich gewirkt«, sagte er. »Ich wusste, dass ich irgendetwas unternehmen *musste*. Ich konnte ja wohl nicht tatenlos zusehen, wie ein Eisbär meinen besten Freund wie einen Lachs filetiert. Ich meine, klar, bestimmt hattest du furchtbare Angst. Aber eigentlich glaube ich, es wäre viel schlimmer, zusehen zu müssen, wie du gefressen wirst, als selbst gefressen zu werden.«

»Na ja, du hast mir heute das Leben gerettet«, sagte ich.
»Zweimal.«

»Vielleicht«, sagte Edwin sehr betont.

»Nein, wirklich«, beharrte ich, ich wollte das Thema noch nicht aufgeben. »Du hättest sterben können. Hättest vermutlich sterben müssen. In diesem Moment müssten wir eigentlich beide in den Fäkalien des Bären miteinander verschmelzen ...«

»*Krass*, Greg«, sagte Edwin.

Eine ältere Dame, die neben uns im Wagen saß, warf mir einen angeekelten Blick zu, dann rutschte sie ein paar Daumenbreit weiter weg. Das passierte uns nicht selten. Je länger wir uns kannten, umso chaotischer wurden unsere Witze. Wir lachten über Dinge, von denen sonst kein Mensch zu begreifen schien, dass sie komisch waren.

»Was ich sagen wollte, ist«, sagte ich jetzt mit leiserer Stimme, »danke.«

»Hey, wozu hat man schließlich Freunde«, sagte Edwin.
»Damit sie verhindern, dass ihre besten Kumpel zu Bärenkacke werden!«

Die letzten Wörter sagte er sehr laut und entlockte der älteren Dame damit einen weiteren angeekelten Blick. Ich gab mir alle Mühe, nicht zu feixen.

»Vielleicht war es einfach Schwein, dass der Bär im richtigen Moment *abgekackt* ist«, sagte ich.

»Ja, das wäre sonst wirklich ein *bärenstarker* Haufen geworden«, sagte Edwin.

Jetzt lachten wir beide und die ältere Dame war offenkundig total angewidert von der heutigen Jugend.

»Der Elch ist ja zum Glück an uns vorbeigegangen«, fügte ich hinzu.

Wir runzelten die Stirn bei diesem letzten Wortspiel, das natürlich nicht richtig funktionierte. So endeten unsere Serien von lahmen Wortspielen immer, einer von uns brachte ein so mieses, dass wir uns nicht einmal ein Lachen abringen konnten.

»Du hast also wirklich keine Ahnung, warum der Bär es auf dich abgesehen hatte?«, fragte Edwin. »Hattest du mal wieder Speck in der Hosentasche gehamstert?«

(Na gut, es stimmt, einmal bin ich mit den Taschen voll gebratenem Speck in die Schule gegangen. Zum Teil aus Jux – fette Kinder stinken nach Speck, ha, ha! – und zum Teil, weil ich in der Schule oft hungrig werde und Speck eine hervorragende Zwischenmahlzeit abgibt. Wir können festhalten, dass es aus einer Myriade von Gründen nicht die beste Idee war.)

Ich schüttelte den Kopf, konnte ein Lächeln jedoch nicht unterdrücken.

»Nein ... aber vielleicht, ganz vielleicht hatte Scharfe Soße doch recht?«, sagte ich. »Vielleicht konnte der Bär den Geruch von Dads Seifen genauso wenig ertragen wie alle anderen? Mein Vater versucht in letzter Zeit, mich immer mehr von seinen Produkten testen zu lassen. Und er wird dabei irgendwie immer komischer.«

»*Noch* komischer?«, scherzte Edwin.

»Echt, noch komischer als sonst«, erklärte ich.

»Dann hatten wohl wirklich die Seifen und die Tees oder was auch immer damit zu tun«, meinte Edwin nachdenklich.

»Ja, aber ist das nicht total unwahrscheinlich?«, fragte ich.
»Andererseits – ein Bär, der mit einem Felsbrocken unzerbrechliche Glasscheiben einschlägt, ist das auch ...«

Einen Moment lang dachte ich daran, dass manche Leute behaupten, Tiere könnten den Menschen bis in die Seele schauen. Wie bei der Theorie, dass Hunde einen Soziopathen wittern oder das echte Böse in scheinbar reizenden Leuten erkennen. Vielleicht war das heute auch der Fall gewesen und in mir schlummerte ein krankhafter Serienmörder mit einer Sammlung von Menschendaumen, aus denen ich in meinem Keller ein Modell von Houston bauen und es dann Thumbston nennen würde.

»He«, stichelte Edwin, »sei ehrlich: Ich wette, als dich der Bär durch die Gegend gejagt hat, hast du dir trotz allem die Zeit genommen, alle Bäume zu identifizieren, an denen du vorübergewetzt bist, stimmt? Stimmts? Sag mir, dass es stimmt ...«

Ich schüttelte den Kopf, als hielte ich es für vollkommen absurd, auf solche Dinge zu achten, während man um sein Leben rennt. Aber er stupste mich mit dem Ellbogen an und gab mir zu verstehen, dass er das witzig finden würde, wie er das immer tat – und nicht verrückt, wie die meisten anderen Leute.

»Ja, stimmt«, sagte ich und versuchte, nicht loszuprusten.
»Ich konnte sogar erkennen, dass das Hinweisschild, das Wilbur zerbrochen hat, aus Weißer Scheinzypresse war.«

Edwin wollte sich ausschütten vor Lachen und schüttelte den Kopf. »Du bist unglaublich«, sagte er.

Ich zuckte mit den Schultern, als der Zug in meine Station

einfuhr. »Danke«, sagte ich und stand auf. »Danke für alles heute, meine ich.«

Edwin hob eine Schulter und grinste. »Überleg dir das mit heute Abend«, sagte er. »Die Party dauert vermutlich bis neun oder zehn. Es wird sicher nicht gerade ein entbärungsreicher Abend.«

Ich grinste und schüttelte den Kopf, als die Waggontüren zuglitten.

Einige Minuten später auf dem Weg zum EGOHS konnte ich nur an die gemeinen, erbarmungslosen Augen des Bären denken, als er auf mich zugekommen war, um mir das Gesicht wegzubeißen. Ich lenkte mich damit ab, dass ich die Bäume identifizierte, an denen ich vorbeikam (obwohl ich das schon Dutzende Male getan hatte):

- Eschen-Ahorn
- Gingko
- Sassafrasbaum
- Sumpfesche
- Eschen-Ahorn
- Eschen-Ahorn mit einem wütenden Vogel, der von einem Ast auffliegt
- Wütender Vogel, der auf mein Gesicht zujagt

Ich wich aus und rannte los. Der kleine Vogel hätte mir um ein Haar mit seinem winzigen Schnabel die Wange aufgeschlitzt. Ich ging davon aus, dass es ein weiterer typischer Donnerstagszwischenfall war, aber dann schrie der Vogel mich an und umkreiste mich, um einen neuen Angriff zu starten. Einige Leute wichen mir aus, als ich mit hektisch in der Luft fuchtelnden Armen davonstürzte.

Was war heute nur los?

Eine Straße vom EGOHS entfernt stellte der kleine Vogel seine Angriffsversuche endlich ein. Aber als ich durch die Eingangstür ging, fragte ich mich, ob ich in einen Laden voller Bären- und Vogel-Verärgerungsmittel trat, die sich als organische Seifen und Tees getarnt hatten, oder ob sich hier etwas Größeres und noch Unerklärlicheres und Wahnsinnigeres abspielte.

»Was ist los?«, fragte Mr Olsen hinter dem Tresen.

»Ich bin draußen gerade von einem Vogel angegriffen worden«, sagte ich atemlos auf dem Weg zum Hinterzimmer. »Was für ein Tag!«

»Na ja, es ist ja auch Donnerstag«, bemerkte Mr Olsen.

Als einziger EGOHS-Angestellter neben meinem Dad und mir hatte Mr Olsen genug Zeit mit uns verbracht, um alle Geschichten über unseren Familienfluch zu hören. Ich war nicht sicher, ob er von unserer Theorie so ganz überzeugt war, aber er widersprach uns nicht.

Ich warf ihm einen genervten Blick zu und betrat das kleine Büro hinter dem Tresen.

Der *Erdgüter und Organische Harmonie*-Shop war ein Laden in Lincoln Park, wo die meisten von unserer wohlhabenden, gesundheitsbewussten Kundschaft wohnten. Er war kaum größer als ein Klassenzimmer und vollgestopft mit Regalen voller handgemachter Seifen, Pflegewässerchen und anderer Bioprodukte. Große Behälter mit Biogetreide und anderen erdnahen Lebensmitteln waren an den Außenwänden aufgereiht. Der Laden war selten ganz leer, aber es gab auch nie besonders viel zu tun. Was bedeutete, dass wir alles im Griff hatten. Selbst, wenn mein Dad auf Reisen war.

Ich stellte meine Schultasche im Büro ab und nahm meine

EGOHS-Schürze, ehe ich zu Mr Olsen hinter die Kasse ging.

»In einem Zoo von einem Bären angegriffen zu werden, sollte ja wohl für einen einzigen Donnerstag Pech genug sein«, sagte ich, als ich mir die Schürze umband.

»Was soll das heißen?«, fragte Mr Olsen.

Mr Olsen war Ende vierzig oder Anfang fünfzig und trug immer einen antiken Anzug, dessen Teile nicht richtig zueinander passten. Er hatte einen kurz geschnittenen grauweißen Bart und war schon vor meiner Geburt ein enger Freund der Familie gewesen. Er hatte sogar die Trauerrede bei der Beerdigung meiner Mom gehalten, aber ich war zu jung gewesen, um mich daran erinnern zu können.

Als ich ihm erzählte, was im Zoo geschehen war, wurden seine Augen größer und größer. Aber er wirkte nicht geschockt oder entsetzt, wie man es hätte erwarten können. Stattdessen hatte er so eine Art besorgten, wissenden Blick. Als ob er schon von solchen Dingen gehört hätte – und als ob es ganz normal wäre, dass Zoobären ohne Vorwarnung Amok liefen und über einen Jungen herfielen.

»Tolle Geschichte, Greg«, sagte er endlich. »Aber ihr jungen Leute von heute seid einfach zu verweichlicht. Zu meiner Zeit hätte ich den Bären zu Tode gerungen. Hätte ihm an Ort und Stelle das Fell abgezogen und mir einen Teppich daraus gemacht.«

Ich nickte und versuchte, höflich zu lächeln.

Mr Olsen war schon sympathisch, wenn man ihn erst einmal kennengelernt hatte, aber auf den ersten Blick wirkte er wie ein übellauniger alter Knacker. Ununterbrochen ließ er sich darüber aus, dass es mit der Welt rapide bergab ging. Das war auch einer der Gründe, warum er und mein Dad so gute

Kumpel waren. Sie schwärmten dermaßen für *altmodisch*, dass man hätte meinen können, ihre Hausgötter hießen *Traditionell* und *Handgemacht*, die schrulligen Zwillingsgötter, die in den Wolken lebten und sich ununterbrochen zankten.

Ich weiß, es ist schwer zu glauben, aber mein Dad hatte nicht einmal ein Handy. Und ich auch nicht. Immer wenn ich meinen Dad danach fragte, brachte er irgendeine Ausrede:

Die verursachen Gehirnkrebs.

Die sind nicht gut für die Augen.

Jugendliche haben heutzutage keine Verbindung mehr zur Erde und zum Leben, das sie umgibt.

Die kosten zu viel.

Onkel Melvins Handy ist eines Abends beim Aufladen explodiert und hat das ganze Haus abgefackelt. (Das war natürlich an einem Donnerstag.)

Du kommst seit dreizehn Jahren sehr gut ohne aus.

Eine E-Mail-Adresse hatte ich auch nur, weil es in der PISS den Computerraum gab und die öffentlichen Bibliotheken Gratisnutzung von Rechnern anboten. Ich erzählte meinem Dad immer wieder, dass unser Laden einen viel größeren Umsatz machen könnte, wenn er sich wenigstens eine Website zulegte. Aber er lehnte jedes Mal stur ab.

Was ich eigentlich sagen will: Es war schwer, meinen Dad zu erreichen, wenn er auf Reisen war. Er war ganz einfach von der Bildfläche verschwunden. Deshalb würde er wohl erst am nächsten Morgen bei seiner Rückkehr aus Norwegen erfahren, dass ich fast von einem Bären umgebracht worden war. Was bedeutete, dass ich bis dahin warten musste, um herauszufinden, ob er ebenso seltsam reagieren würde wie Mr Olsen.



Nach Ladenschluss später am Abend drückte ich mich vor Edwins Party, womit wir ja beide schon gerechnet hatten.

Das soll nicht heißen, dass ich Computerspiele oder Filme oder ein Bad in seinem Dach-Swimmingpool oder so was nicht gemocht hätte. Aber Schachspielen und lahme Wortspiele oder über Astronomie und Weltraummüll reden machte mir viel mehr Spaß. Doch das konnten wir nicht tun, wenn Edwins andere Freunde dabei waren – sie fanden das langweilig und nerdig. Sie fantasierten lieber darüber, welche Luxuskarre ihre Eltern ihnen kaufen würden, wenn sie erst sechzehn wären, oder wie viele Follower sie auf Instagram hatten.

Es wirkt vielleicht seltsam, dass jemand wie Edwin sich jemanden wie mich als besten Freund ausgesucht hatte. Aber Edwin ist nicht so, wie die meisten denken. Man versteht es besser, wenn man weiß, wie wir uns kennengelernt haben.

Mein allererster Tag an der PISS lag über drei Jahre zurück. Ich war vorher auf staatliche Schulen in Chicago gegangen, aber dann hatte mein Dad darauf bestanden, dass ich etwas machte, was *Professionelle Fortgeschrittene Untersuchung Schulischer Entwicklungsnormen* (oder auch: PFUSCHEN-Test) hieß. Dieser Test war gezielt zur Rekrutierung für Privatschulen entwickelt worden. Ich erzielte ein so hohes Ergebnis, dass es für ein Stipendium für die PISS ausreichte, und freute mich darauf, in der sechsten Klasse an einer vornehmen Privatschule anzufangen, wo niemand mich kannte. Es hätte ein willkommener Neubeginn sein können, da ich in meiner alten Schule nicht gerade ein Freundschaftsmagnet gewesen war.

Ich hatte mit einer Privatschule voller höflicher Jugendlicher gerechnet, die Blazer trugen und mit Schachbrettern unter dem Arm umherwandelten. Natürlich stellte ich ziemlich rasch fest, dass Schach an der PISS ebenso unbeliebt war

wie an meiner früheren Schule. Und dass die Leute an der Privatschule (obwohl sie die vorgeschriebenen Blazer trugen) kein bisschen höflich waren – und vielleicht sogar noch gemeiner als die an der staatlichen Schule, nur eben auf ihre eigene bizarre, urbane Weise.

Als ich Edwin zum ersten Mal sah, war er blutüberströmt.

Er stolperte von Kopf bis Fuß triefend in die Eingangshalle, als ob er ins Abflussbecken eines Schlachthofes getaucht worden wäre. Er sah wie betäubt aus.

Ein Mädchen in meiner Nähe schrie auf und fiel in Ohnmacht. Mein erster Gedanke war: Ein Zombie!

Aber dann ging mir auf, dass es gar nicht sein Blut war. Und echt war es auch nicht.

Ich erfuhr später, dass die Theatergruppe der PISS in der Stadt für ihre sorgfältig ausgefeilten, sehr teuren und hochumstrittenen Inszenierungen bekannt war. Sogar die großen Chicagoer Zeitungen druckten manchmal Theaterkritiken. Schließlich brachten nicht viele Schulen Musicalversionen von Filmklassikern wie *Platoon* oder *Star Wars* auf die Bühne, die 10 000 Dollar kosteten. Edwin war jedes Jahr an mindestens einer Schulvorstellung beteiligt.

Damals arbeiteten sie gerade an ihrer eigenen Bühnenfassung eines alten Horrorfilms namens *Tanz der Teufel*. Zum »Spaß« gehörte es auch, die Leute in den ersten Zuschauerreihen mit künstlichem Blut zu überschütten – wie es auch am Broadway in New York gemacht worden war. Jedenfalls war mitten in der Probe über Edwin, den Darsteller von der Hauptperson Ash, eine Blutsprühdose explodiert.

Als alle in der Eingangshalle mit Durchdrehen fertig waren, sagte Edwin gelassen: »Echt, so einen dicken Pickel drück ich mir nie wieder aus.«

Die wenigen, die noch nicht schreiend davongestürzt waren, als er wie das Opfer aus einem Slasher-Film hereingeplatzt war, lachten, bis sie rot im Gesicht waren.

»Irgendwer T-Shirts tauschen?«, fragte Edwin. »So kann ich mit der Probe nicht weitermachen.«

Ich weiß noch immer nicht, warum ich es tat, aber ich zog mein T-Shirt aus und hielt es ihm hin. Das war eine ganz schöne Leistung für meine Verhältnisse. Ich hatte nicht nur einen reichlich runden Bauch, sondern auch den bizarrsten Haarwuchs auf dem Rücken, der je an einem Sechstklässler gesehen worden ist. Für jemanden, der an einer neuen Schule einen guten Eindruck machen will, war das so ziemlich das Blödeste, worauf ich an meinem ersten Tag hätte kommen können.

Die anderen kicherten, als Edwin mein Angebot annahm und das T-Shirt an sich riss.

»Du bist in Ordnung, Neuer«, sagte er und sah ehrlich erleichtert aus. »Aber ich kann nicht erwarten, dass du den Rest des Tages meins trägst ...«

»Ist schon gut«, sagte ich und öffnete meine Schultasche. »Ich hab eins in Reserve.«

Edwin hob die Augenbrauen.

»Ich bin ein kleckeriger Esser«, erklärte ich.

(Das stimmte. Deshalb habe ich immer ein Ersatzshirt bei mir. Wenn ihr schon mal auf einem unserer riesigen Belmont-Familien-Ferienessen gewesen wärt, wüsstet ihr sofort, warum.)

Als Edwin sah, dass ich wirklich ein Ersatzshirt im Ranzen hatte, musste er lachen. Er lachte so sehr, dass ich glaubte, er würde ohnmächtig werden. Als er sich endlich wieder ein-kriegte, bestand er darauf, dass ich nach der Schule mit zu ihm nach Hause kam, um Pizza zu essen und Computerspiele zu

spielen. Er sagte, mit jemandem, der cool genug war, um ein Ersatzhemd mit sich herumzuschleppen, müsse er unbedingt abhängen. Ich war nicht sicher, ob er sich über mich lustig machte oder nicht, aber ich nahm seine Einladung an.

Wir brauchten nicht lange, um zu entdecken, dass wir unter anderem unsere Begeisterung für Schach, Witze über ganz besonders schlechte YouTube-Beiträge, Astronomie und die bloße Vorstellung von miesen Wortspielen teilten. Mit wem sonst konnte ich über eine unfreiwillig komische Fernsehshow lachen, dann eine Runde Schach spielen und dabei ausführlich darüber diskutieren, ob die wachsende Menge von Weltraummüll irgendwann unser Verderben sein würde (*ich: auf jeden Fall. Edwin: nie und nimmer, die Menschheit wird schon eine Lösung für dieses Problem finden*).

Ich brauchte auch nicht lange, um zu merken, wie durch und durch *nett* Edwin war – vermutlich der netteste Mittelstufenschüler, der mir jemals über den Weg gelaufen war. Ich hatte in den ganzen drei Jahren nie erlebt, dass er irgendwem gegenüber fies gewesen wäre. Und er gab immer alles Bargeld, das er bei sich hatte, den Obdachlosen, die wir auf der Straße oder in der Bahn sahen.

Aber ich glaube, der Kern unserer Freundschaft war, dass wir einander so sehr respektierten; mehr noch als unsere gemeinsamen Interessen, so seltsam das klingen mag.

Als wir ungefähr ein Jahr miteinander befreundet waren, sagte er, er bewundere mich, weil ich mich von den gemeinen Typen in der Schule nie fertigmachen ließ. (Was natürlich nett von ihm war, aber Tatsache war, dass sie mich durchaus fertig machten ... manchmal.)

Ein andermal sagte er einfach so: »Weißt du, was mir an dir am besten gefällt, Greg?«

»Äh, dass ich immer was zu essen bei mir habe?«

»Nein, dass ich mich bei dir nie zu verstellen brauche«, sagte er.

»Wie meinst du das?«

»Du bist wie ein Farn«, sagte er. »Ausladend und nicht anspruchsvoll.«

Nun musste ich natürlich lachen und seine Augen leuchteten auf.

»Siehst du!«, sagte er. »Niemand sonst hätte so darüber gelacht. Ich kann fast alles zu dir sagen, und entweder lachst du oder machst eine ebenso witzige oder interessante Gegenbemerkung. Bei all meinen anderen Freunden muss ich viel zu viel Zeit und Mühe investieren, um so zu tun, als wären mir die Chicago Bulls oder Superheldenfilme oder schnelle Autos so wichtig wie ihnen. Ich meine, das ist ja auch alles okay, aber für sie ist es das ganze Leben. Bei dir dagegen weiß ich, dass du für deine Freunde und deine Familie alles tun würdest. Du würdest mir dein letztes Hemd geben, wenn ich es brauchte. Ich meine, wie oft hast du das schon getan? Fünffmal? Sechsmal?«

Das stimmte. Eine weitere Gemeinsamkeit von uns war das Talent, unsere Klamotten bei seltsamen Missgeschicken zu ruinieren. Ich, weil ich immer wieder Essen darauf fallen ließ und Dinge wie Speck in meinen Hosentaschen aufbewahrte. Und Edwin, weil er bei den Theaterstücken in der Schule oder anderen abenteuerlichen Unternehmungen immer irres Zeug machte.

Dass Edwin das alles zu mir sagte, rührte mich fast zu Tränen. Aber stattdessen machte ich ein lahmes Wortspiel und wir lachten beide. Ich weine nämlich nicht. Echt, ich habe noch nie geweint. Eine der wenigen Hausregeln meines Vaters war: *Ein Belmont weint nicht. Niemals.* Selbst das Pflegepersonal in dem

Krankenhaus, wo ich geboren worden war, hatte Kommentare dazu abgegeben, wie seltsam es war, ein Baby zu sehen, das nicht weinte. Worauf mein Dad genickt und stolz gelächelt hatte. Einmal hatte ich Dad nach dieser Niemals-weinen-Regel gefragt, denn sie schien seinem sonstigen sanften Wesen zu widersprechen. Er sagte dazu, es gebe einfach nie einen Grund zu weinen. Denn wenn die Lage am schwärzesten aussehe, könne die Zukunft kaum besser, kaum hoffnungsvoller wirken. Es gab zwar jede Woche einen Donnerstag, aber darauf folgten sechs Nicht-Donnerstage.

Was ich eigentlich sagen will: Edwin und ich konnten uns immer aufeinander verlassen. Weshalb ich, je mehr ich darüber nachdachte, was er an diesem Tag im Zoo für mich getan hatte, es immer weniger überraschend fand. Ich hätte das Gleiche ja auch für ihn getan. Ich wäre vor einen wütenden Eisbären (oder zwanzig) getreten, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Nachdem ich an diesem Abend nach Hause gekommen war, schlief ich sehr schnell ein. Vor allem sehr schnell für einen Tag, an dem ich von einem Eisbären, einem kleinen Vogel und einem riesigen Psychopathen namens Perry angegriffen worden war. Aber das Wissen, dass Edwin mein bester Freund war, ließ all das ein wenig weniger bedrohlich wirken, als es wahrscheinlich war.

Und ich schlief ein, ohne im Geringsten zu ahnen, dass der nächste Tag (ein Freitag) vierzigtausendmal schlimmer sein würde als alle bisherigen Donnerstage meines ganzen Lebens zusammen.

4

Ich esse zum Frühstück mit Bienenkotze überzogene Ziegen

Mein Dad kam begeisterter und aufgeregter aus Norwegen zurück, als ich ihn je erlebt hatte – und bei meinem Dad will das was heißen.

Es brauchte nicht viel, um Trevor Belmont zu begeistern. Obwohl er davon ausging, dass jede Unternehmung mit einem Fehlschlag enden würde, packte er alles mit einer Energie an, als rechnete er fest mit einem Erfolg. Mein Dad war der glücklichste, enthusiastischste und motivierteste Pessimist, den ihr euch überhaupt nur vorstellen könnt.

Und heute war Freitag – der Lieblingswochentag meines Vaters, denn es war der Tag, der vom nächsten Donnerstag am weitesten entfernt lag. Seine verrücktesten und ehrgeizigsten Pläne ging er fast immer freitags an.

In gewisser Hinsicht wäre ich gern mehr wie er. Aber genau so wie er auch wieder nicht. Er war schließlich nur einen Schritt vom kompletten Wahnsinn entfernt. Ein Mann, der jeden Cent darauf verwendete, die abgelegensten Wälder der Welt nach Dingen abzugrasen, an deren Existenz die meisten Leute nicht glaubten. Nicht einmal Mr Olsen schien Dads bizarre Beses-

senheit von dem, was er pathetisch »meine Suche« nannte, zu verstehen.

Mich hatten meine jahrelangen Misserfolge handlungsunfähig gemacht. Mein Dad dagegen machte einfach immer weiter, unternahm einen hirnrissigen Versuch nach dem anderen und ignorierte die zumeist katastrophalen Ergebnisse (und die Zuschauer, die ihn oft als Idioten bezeichneten). Wie vor zwei Jahren, als er versucht hatte, in unserem Badezimmer eine beheizbare Badewanne aus Stein zu bauen, und dabei aus Versehen den gesamten Fußboden zum Einsturz gebracht hatte.

Selbst damals hatte er nur das Gesicht verzogen und gesagt: »Na gut, im nächsten Sommer probier ich es dann mal im Hinterhof.«

Er war dermaßen von seinem eigenen Versagen überzeugt, dass er keine Angst oder Enttäuschung kannte. Er war unfähig zum Selbstmitleid.

Mein Dad hatte einmal zu mir gesagt: »Greg, eine Tragödie erfordert Optimismus. Wenn du immer mit dem Schlimmsten rechnest, kann dein Herz nicht mehr gebrochen werden.«



»Greg!«, brüllte mein Dad an diesem Freitagmorgen mindestens eine halbe Stunde vor meiner normalen Aufwachzeit in mein Zimmer. »Komm in die Küche! Ich hab einen neuen Tee gekocht und das Schachbrett aufgestellt!«

Normalerweise hätte ich verzweifelt gestöhnt, wenn ich an einem Schultag eine Stunde zu früh aufstehen müsste. Aber dieser Morgen war anders. Ich sprang aus dem Bett und warf mir ein paar Klamotten über, als hätte ich gar nicht mehr geschlafen.

Den Teil seiner Reisen mochte ich besonders gern.

Dieses Ritual pflegten wir schon seit meinem vierten Lebensjahr. Immer wenn Dad von einer Reise zurückkehrte, egal, um welche Uhrzeit, sogar um drei Uhr morgens, brühte er einen Tee auf und wir spielten mindestens eine Partie Schach, oft auch mehrere. Es war ein so bedeutender Anlass, dass Dad bei der PISS anhielt, wenn er in der Schulzeit zurückkam, und mich für eine improvisierte Schachrunde in einem in der Nähe gelegenen Café aus dem Unterricht holte.

Ehe ich auch nur einen einzigen Fuß in unsere kleine Wohnküche setzen konnte, stürzte mein Dad auf mich zu und riss mich in eine Bärenumarmung (ha-ha!), bei der ich für einen Moment um Atem ringen musste.

»Ich bin so erleichtert, dass es dir gut geht«, rief er. »Ich hatte das seltsame Gefühl, dass dir etwas passieren könnte, während ich weg bin, vor allem *gestern*. Aber mit einem Angriff durch einen Eisbären hätte ich nie gerechnet.«

»Ja, das war wirklich seltsam«, keuchte ich, als er mich endlich losließ. »Und beängstigend.«

»Donnerstage sind erbarmungslose Teufel«, sagte er. »Na, komm schon.«

Er zeigte auf einen kleinen Tisch neben dem Kühlschrank. Er hatte schon zwei Tassen mit Biotee gefüllt und das Schachbrett war aufgebaut. Diesmal war ich Schwarz – wir wechselten bei jedem Spiel die Seiten.

»Ich kann es gar nicht abwarten, dass du diese neue Mischung ausprobierst, die ich in Norwegen zusammengestellt habe«, sagte mein Dad. Er war so aufgeregt, dass seine Hände geradezu vibrierten, als er eine der klirrenden Tassen mit Untertasse zu mir hinschob. »Sie enthält diese neue Zutat, die ich dort gefunden habe, etwas, das auf Norwegisch *Bar-*

berhøvelblad genannt wird. Übersetzt bedeutet das so ungefähr *Rasierklingsblatt*.«

Sein Verhalten war nicht ungewöhnlich – er überschlug sich immer vor Aufregung, wenn ich sein neuestes Produkt probieren sollte. Manchmal kam es mir vor, als ob er bei der Herstellung nur an mich und gar nicht an die Kundschaft im Laden dachte.

Dieser neueste Tee war hellbraun und roch nach Blättern und verbranntem Holz, wie viele seiner anderen Teemischungen auch. Er machte seine Tees gern stärker und erdiger als den Müll, den die meisten kommerziellen Teeläden anboten.

Der Tee, der vor meinem Dad stand, war anders als meiner – und auch anders als jeder Tee, den ich in meinem Leben bisher gesehen hatte. Er hatte eine leuchtende, fast lila Farbe. Der Dampf schien wie eine Art mystischer Nebel über der heißen Flüssigkeit zu schweben.

»Deiner ist anders?«, fragte ich.

»Ja, na ja, dabei habe ich eine ganz besondere, überaus seltene Zutat verwendet, die ich in Norwegen gefunden habe«, sagte er. »Ich war schon lange auf der Jagd danach. Bereits seit vor deiner Geburt ...«

»Dad«, fiel ich ihm ins Wort, als er mit dramatischem Augenaufschlag zur Decke hochblickte. »Dazu ist es viel zu früh am Morgen.«

»Für Geschichten über Tee ist es nie zu früh, Greg«, sagte er mit einem Grinsen, auf das ich einfach mit einem Lächeln antworten musste.

»Darf ich deinen mal probieren?«, fragte ich.

»Nein!«, sagte er eilig. Dann schien ihm aufzugehen, wie verdächtig das klang. »Entschuldigung, ich meine ... es ist nur, dass diese neue Zutat angeblich irgendwelche Nebenwirkun-

gen hat. Lass mich erst mal testen. Wenn nichts passiert, kannst du morgen probieren, okay?«

Ich zuckte mit den Schultern und nickte, als ich zur Speisekammer hinüberging und mir eine Schachtel von Zosi-mussens Idealer Echter Getreide-Ergänzungsnahrung holte, oder von der »Ziege«, wie ich das Zeug nannte – denn dieses Müsli schmeckte so, wie ich mir den Geschmack von roher Ziegenhaut vorstellte. Der lächerlich lange Name nahm auf der Packung so viel Platz in Anspruch, dass nicht einmal eine alberne Comicfigur danebenpasste.

Ich setzte mich mit einer Schale voll Müsli mit Biomilch und Biohonig (alias Bienenkotze – echt, schlägt es ruhig mal nach) wieder an den Tisch.

Mein Dad nippte an seiner Tasse, während er seinen üblichen Eröffnungszug machte: e4. Wenn er Weiß hatte, eröffnete er immer mit e4. Das war eine sehr häufige Eröffnung, jedenfalls bis etwa 1990. Im modernen Schach war die Eröffnung mit dem Damenbauern zwar üblicher, aber mein Dad hatte in über vierzig aktiven Schachjahren immer nur mit e4 eröffnet. Er meinte, es sei besser, ein Meister in einer einzigen Strategie zu sein als mittelmäßig in vielen.

Es war schwer, dieser Logik zu widersprechen.

Ich würgte an meinem ersten Löffel getrockneter Körner herum und spülte sie mit einem Schluck Tee hinunter. Er schmeckte so ungefähr wie alle anderen Teesorten, die mein Dad je erfunden hatte (eine Mischung aus getrocknetem Unkraut, verschimmelten Obstschalen und gesiebttem Kies). Was überraschenderweise gar nicht so schrecklich war, wie es sich vielleicht anhört.

Mein Dad starrte in seine Tasse. Er ließ den Tee darin herumwirbeln, trank noch einen Schluck und ließ sich dann

erwartungsvoll zurücksinken, als ob er glaubte, der Tee könne sich jeden Moment in einen Adler oder so etwas verwandeln.

»Wie schmeckt er?«, fragte er.

»Schmeckt gut«, sagte ich, als ich meinen ersten Zug machte: d5, die Skandinavische Verteidigung.

Mein Dad grinste; er hatte offenbar verstanden, dass ich mich zu Ehren seiner Norwegenreise für diesen Zug entschieden hatte. Auch Edwin wäre von dieser Wortspieleröffnung begeistert gewesen.

»Weißt du, Greg«, sagte mein Dad, »der Bär gestern im Zoo hatte dir gegenüber nie im Leben auch nur die geringste Chance. Nicht gegen einen Belmont. Mein Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Urgroßvater war bestimmt nicht deshalb im ganzen Dorf als ›Borin der Bärenbezwinger Belmont‹ bekannt, weil er die Bären so gern mit Leckerbissen fütterte, sie nachts warm zudeckte und ihnen eine Gute-Nacht-Geschichte vorlas. Er ging nicht deshalb immer nur in Bärenfelle gekleidet, weil er sich von Bären im Kampf besiegen ließ. Er trug keine riesige Halskette aus Bärenschädeln, weil Grizzlys seine besten Kumpels waren. Er war nicht ...«

»Ich habe schon verstanden, Dad«, unterbrach ich ihn. »Und hast du mir nicht einmal erzählt, dass Borin am Ende irgendwo tief in den sibirischen Wäldern von einer Bärenfamilie gefressen wurde?«

»Das tut hier nichts zur Sache«, sagte mein Dad.

»Und stimmt der ganze andere Kram denn wirklich?«

»Na ja, also, das meiste jedenfalls ...«, sagte mein Dad und machte seinen nächsten Schachzug. »Er wurde wirklich Borin der Bärenbezwinger Belmont genannt, er war schließlich Schlachter. Er verkaufte Bärenhäute und -felle. Das war, lange ehe Bären vom Aussterben bedroht waren, musst du wissen.

Damals, als sie wirklich noch als gefährliche Störung im normalen Dorfbetrieb gelten konnten.«

Ich trank einen weiteren Schluck von meinem bitteren Tee.

Mein Dad nippte an seiner Tasse. Dann runzelte er die Stirn. Ob es an dem elenden Geschmack lag oder daran, dass der Tee einfach keine dämonische Wirkung entfalten wollte, war unklar. Dad runzelte noch immer die Stirn, als er seinen nächsten Zug machte.

»Du meinst also wirklich, ich hätte es mit dem Bären aufnehmen können?«, fragte ich.

»Na ja, eher nicht«, gab er zu. »Jedenfalls nicht unbewaffnet. Selbst der erfahrene und fähige Borin der Bärenbezwinger hat schließlich seinen Meister gefunden.«

Es kam durchaus vor, dass mein Dad so offen oder brutal ehrlich war. Ich war daran gewöhnt. Er log fast nie (nicht einmal bei Kleinigkeiten), wahrscheinlich, weil er ein erbärmlich schlechter Lügner war.

Ich nickte und machte einen weiteren Zug.

Als ich noch einen Schluck Tee trank und auf den Gegenzug meines Dad wartete, fiel mein Blick auf eine große Reisetasche, die in der Diele neben der Wohnungstür stand. Die Tasche war an den Seiten unnatürlich ausgebeult und aus dem Reißverschluss ragte ein reich verzierter hölzerner Griff mit eingelegetem Metallmuster hervor. Das Teil sah kostbar aus. Und es hatte etwas an sich, das ich nicht ganz zu fassen bekam. Es klingt vielleicht verrückt, aber ich hatte fast das Gefühl, dass dieser seltsame Griff mich lockte, mir winkte, damit ich hinüberging und dieses Ding aus der Reisetasche befreite – was immer es für ein Gegenstand sein mochte.

Mach schon, sagte eine Stimme in meinem Ohr.

»Was?«, fragte ich.

»Was?«, fragte mein Dad verwirrt zurück.

»Was hast du gerade gesagt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe gar nichts gesagt, Greg.«

»Gerade eben hast du gar nichts gesagt?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und machte ein sehr besorgtes Gesicht.

Ich schrieb die Stimme einer von Stress verursachten Halluzination zu. Aber ich starrte weiterhin den seltsamen Gegenstand in Dads Tasche an.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Was ist was?«

Ich zeigte auf die Reisetasche, die hinter ihm in der Diele stand.

»Ach, das!«, sagte mein Dad erschrocken und sprang auf.
»Das ist nichts, nur eine billige Kopie als Ladendekoration ...«

Er stürzte hinüber und schob die Tasche eilig mit dem Fuß in sein Schlafzimmer.

»Es sah aber nicht wie eine Kopie aus«, sagte ich, was auch stimmte, obwohl ich noch immer keine Ahnung hatte, was das für ein Gegenstand sein mochte.

»Es ist eben eine sehr gute Kopie«, murmelte mein Dad, als er sich wieder setzte und abermals an seinem lila Tee nippte. Ich merkte, dass er mir eigentlich noch mehr sagen wollte, aber das tat er nicht. Stattdessen sagte er: »Trink doch noch etwas Tee, Greg.«

Ich hatte schon mit acht Jahren den Verdacht gehabt, dass mein Dad mir etwas Wichtiges verschwieg. Damals war mir aufgefallen, wie oft er »Greg« sagte und dann dramatisch innehielt und scharf Luft holte, als ob er mir gestehen wollte, dass ich eigentlich ein Roboter war, den er im Keller kon-

struiert hatte, oder so etwas. Aber dann überlegte er sich die Sache immer anders oder war zu feige, denn er ließ auf das »Greg« normalerweise etwas folgen wie: »He, ich mach uns ein Schnitzel.« Meine beiden Haupttheorien darüber, was er da geheim hielt, waren, dass ich entweder einen seit Langem verlorenen Zwillingbruder hatte, der unter geheimnisvollen Umständen ums Leben gekommen war, oder dass mein Großvater auf eine geheime Vergangenheit als blutrünstiger Psychokiller zurückblickte, der jeden Sommer in einem abgelegenen Sommercamp an einem Bergsee Teenager terrorisiert hatte.

In solchen Momenten setzte ich meinen Dad nie unter Druck, denn bei ihm war es meistens besser, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Ich hatte ein einziges Mal wirklich auf eine Antwort gedrängt, als ich neun war und ihn anflehte, mir die »geheime Zutat« in seinem Eintopf zu verraten (mein Dad hatte bei allem eine geheime Zutat). Irgendwann gab er auf und sagte, ich hätte soeben verkalkte, in Walstuhl gegorene Eidechsenzungen verzehrt. Seitdem hatte ich Dads rätselhafte Geheimnistuerei lieber hingenommen. Es waren ja nicht direkt Lügen – ich würde eher von selektiver Auslassung sprechen. Er war ein erbärmlich schlechter Lügner, aber ein grandioser selektiver Auslasser.

»Der neue Tee schmeckt also gut?«, fragte er. »Und ist beruhigend? Oder anregend? Oder ist er langweilig?«

»Wieso denn langweilig?«, fragte ich. »Dad, das ist Tee, natürlich ist der langweilig.«

Er ließ seinen eigenen Tee in der Tasse herumwirbeln, als ob der ihm dann auf irgendeine Weise das Geheimnis zuflüstern würde, wie man ihm einen besseren Geschmack verpasste.

Dann machte er einen weiteren Schachzug.

Es war ein guter Zug. Ich war ohnehin schon ziemlich stark in die Enge getrieben. Nur für den Fall, dass ihr nicht Schach spielt (und ich gehe davon aus, dass ihr das nicht tut, weil ihr vermutlich normale Jugendliche seid): Das bedeutete, dass ein Verlust unvermeidlich war, obwohl uns noch einige Züge von einem offiziellen Schachmatt trennten. Es war gute Schachetikette (und galt nicht als feige), einfach aufzugeben, wenn ein Spiel nicht mehr zu retten war.

»Na, das wars dann wohl«, sagte ich und legte meinen König hin. »Ich mach mich mal für die Schule fertig.«

Mein Dad nickte nachdenklich.

»Du wärst diesmal fast bis zum Endspiel durchgekommen«, sagte er. »Die Skandinavische Verteidigung war zwar ein nettes Wortspiel, aber vermutlich auch dein Verderben. Du weißt, dass ich dagegen gute Strategien habe.«

»Dad, du bist immer gut«, sagte ich. »Glaubst du, ich werde dich jemals besiegen?«

»Ja, natürlich«, sagte er. »Alle Belmonts besiegen irgendwann ihren Vater. Ich war neunzehn, als ich deinen Opa zum ersten Mal besiegt habe. Es war ein großer Tag für mich – ein Freitag natürlich.«

Ich leerte meine Teetasse mit einigen Schlucken.

»Ich wünschte, du könntest irgendwann mal gegen Edwin antreten«, sagte ich dann. »Das wäre eine großartige Partie.«

»Da bin ich mir sicher«, sagte er.

Mein Dad mochte Edwin genauso gern wie Edwin meinen Dad. Was mich nicht wunderte, denn ich kannte außer Edwin niemanden, der Dads Suche nach neuen Zutaten für seine Gesundheitsprodukte ebenso interessant fand wie Dad selbst. Edwin fragte meinen Dad immer wieder danach, und Dad war dann völlig in seinem Element.

Du solltest den Tee deines Dad trinken, sagte mir plötzlich eine Stimme ins Ohr.

»Was?«, fragte ich verwirrt.

Mein Dad hob eine Augenbraue. »Stimmt was nicht, Greg?«

»Na ja, ich ... also, ich weiß nicht«, sagte ich. »Ich höre nur heute Morgen komisches Zeug. Ist sicher noch zu früh.«

Mein Dad nickte nachdenklich und starrte in seinen lila Tee. Ich wusste, dass die Stimme nur in meinem Kopf existierte. Und ich glaubte meinem Dad, wenn er sagte, dass die Nebenwirkungen der neuen Zutat gefährlich sein könnten, denn das war schon vorgekommen (einmal hatte eine neue Seife mein Gesicht für eine ganze Woche grün gefärbt). Und so gern ich auch normalerweise Dads Tee trank, ich konnte durchaus damit leben, nicht alles auszuprobieren. Und deshalb bin ich noch immer nicht ganz sicher, warum ich das tat, was ich als Nächstes getan habe. Vielleicht war die Stimme in meinem Kopf einfach so überzeugend. Oder es lag daran, dass Dad noch nie einen knalllila Tee hergestellt hatte. Jedenfalls versetzte ich meinem König »aus Versehen« einen zu harten Stoß, warf mehrere von Dads Schachfiguren um und einige kullerten über den Tisch und auf den Boden.

»Ach, tut mir leid«, sagte ich.

»Macht doch nichts«, sagte mein Dad und bückte sich, um die Schachfiguren aufzulesen.

Ich schnappte mir ganz schnell seine Tasse, trank zwei große Schlucke und stellte sie in genau dem Moment zurück, als Dad sich wieder aufrichtete.

Der Tee explodierte in meinem Mund.

Nicht buchstäblich natürlich. Aber er war anders als jeder andere Tee, den ich je gekostet hatte. Er war herbe und sauer, fast schon brizzelig, und mein Mund war davon sofort wie

betäubt. Ich bereute es schon wieder, mir diese Kostprobe erschlichen zu haben. Aber es war zu spät, um die Sache rückgängig zu machen.

»Ich muss«, murmelte ich in dem Versuch, über meine betäubte, hilflose Zunge hinwegzureden. »Schule fertig machen.«

Mein Dad lächelte und nickte. Wenn ich gewusst hätte, dass ich sein Lächeln so ungefähr zum letzten Mal sah, hätte ich zurückgelächelt. Ich hätte mir Zeit gelassen und ihn angestarrt, um mich besser an sein Lächeln erinnern zu können.

Ich hätte mich jedenfalls nicht schuldbewusst in mein Zimmer geschlichen wie ein Gwint.

5

Greg und Edwin tummeln sich auf einer Blumenwiese

An meinem Schließfach klebte ein Foto im Format 24×30 Zentimeter.

Es stammte aus einem YouTube-Video, in dem ich verzweifelt vor Wilbur dem Eisbären davonstürzte. Auf dem Bild war mein Gesicht zu einer hässlichen Grimasse verzerrt; ich sah aus, als ob ich versuchte, einen aktiven Bienenstock zu verdauen.

Überall in der Schule waren Dutzende von Kopien angebracht.

Ich fand es ziemlich witzig, dass sich jemand die Mühe machte, so viele Fotos auszudrucken und dann ganz früh in die Schule zu kommen, um sie an allen Ecken und Enden aufzuhängen. Es war fast schon schmeichelhaft. Mir blieb ohnehin nichts anderes übrig, als zu grinsen und die Sache zu ignorieren. Und um ehrlich zu sein, einige hier an der Schule hatten tatsächlich gute Gründe, mich nicht zu mögen.

Mir war zugetragen worden (vor allem von Edwin), dass ich eine gewisse Schrofheit an den Tag legte, die viele Leute unhöflich fanden. Meine ganze Familie hatte dieses Problem,

auch meine Tanten und Onkel. Selbst meine Mom war vor ihrem Tod angeblich so gewesen. Belmonts waren keine guten Lügner (wie schon erwähnt), und deshalb sagten wir meistens einfach, was uns gerade in den Kopf kam, und ließen es darauf ankommen.

Zum Beispiel hätte ich der überaus beliebten Achtklässlerin Jenny Allen vermutlich nicht sagen sollen, dass ihre YouTube-Beiträge über die Wichtigkeit von Make-up und gutem Aussehen per se erniedrigend waren und ihre Fähigkeit, ein wirkmächtiges Selbstvertrauen zu entwickeln, vollkommen unterminierten. Im Rückblick kann ich sogar fast verstehen, warum sie in Tränen ausgebrochen war, aber ich war eben einfach ehrlich gewesen.

Jedenfalls merkte ich erst später an diesem Freitag – in der dritten Stunde, um genau zu sein –, dass etwas mit mir nicht stimmte.

Zuerst war ich nicht sicher, ob es noch die Nachwirkungen des Bärenüberfalls vom Vortag waren oder etwas ganz anderes – ob ich zum Beispiel einfach ganz furchtbaren Hunger hatte. Was keine Überraschung gewesen wäre. Manchmal hatte ich solchen Hunger, dass ich ernsthaft mit dem Gedanken spielte, die Papiertaschentücher auf dem Lehrerpult zu verzehren. Und einmal hatte ich das Holz von meinem Bleistift abgeknabbert (es schmeckte gar nicht so schlecht, wie man meinen könnte).

In der dritten Stunde hatten wir Klassische Literatur, und wir lasen Dante Alighieris *Komödie*. Unser Lehrer, Dr. Tufnell, (ich hatte ihn einmal *Mr* Tufnell genannt und mir damit sofort eine Stunde Nachsitzen eingehandelt), weigerte sich, das Werk *Göttliche Komödie* zu nennen. Er versuchte zu erklären, warum das ein entsetzlicher akademischer Irrtum war, aber ich hörte

nicht zu. Ich war viel zu sehr mit der Überlegung beschäftigt, ob ich meinen eigenen Arm annagen sollte, um meinen überirdischen Hunger zu stillen, oder ob ich vielleicht einfach nur plötzliche Superkräfte entwickelte.

Das Komischste an der ganzen Sache war: Ich fühlte mich nicht *schlecht* seltsam. Sondern eher ... *stark* seltsam, so blöd sich das vermutlich anhört. Ich fühlte mich unbesiegbar. Als ob ich an einem Donnerstag mit einem Nilpferd ringen und gewinnen könnte. Oder auch mit zwei Nilpferden. Die mit Nunchakus bewaffnet sind.

Gegen Mittag war dieses Gefühl dermaßen stark, dass es sich ganz sicher um Hunger handeln musste. Andernfalls würde ich die Schule erobern, die Belmontflagge hissen, mich im alten Turm niederlassen und die Macht über die PISS an mich reißen. So stark fühlte ich mich.

Aber zuerst würde ich etwas essen, für den Fall, dass ich eben doch einfach nur Hunger hatte.

Edwin lud mich in der Mittagspause immer an seinen Tisch ein, aber dort saßen meistens lauter Glitzermädel und Musterknaben, die mir deutlich zeigten, dass ich dort nichts zu suchen hatte. Ich hatte mich in der sechsten Klasse einmal zu ihnen gesetzt, und das war ziemlich schiefgegangen. Obwohl sie nicht direkt gemein waren, fühlte ich mich dort immer noch fehl am Platze.

Deshalb aß ich meistens in einer stillen Ecke der Mensa, weit weg von den Tischen, an denen die anderen saßen und mit ihren Freunden Witze rissen. Mein Platz befand sich hinter ein paar Säulen, die die Decke trugen. Dort waren in einem Winkel des riesigen Raums ein Sofa, ein Stuhl und ein Couchtisch versteckt.

Niemand sonst aß dort, mit Ausnahme von Froggy.

Froggy war der Einzige an der PISS, der aus irgendeinem Grund in der Hackordnung noch unter mir stand. Erstens, weil er einmal ohne Hose in die Schule gekommen war – wahrscheinlich aus Versehen. Außerdem murmelte er die ganze Zeit vor sich hin. Seltsame Dinge. Wie an diesem Freitag; als ich in meinen Winkel kam, murmelte er etwas darüber, Hamster in Ballons zu stecken und die Ballons an seinem Gürtel zu befestigen.

Echt!

»Wenn du einen Ballon voller Hamster hast, bist du auf jeden Fall glücklich. Du bindest dir die Ballons an den Gürtel und läufst dann mit einer Hamsterbande am Gürtel durch die Gegend ...«

Ich könnte noch mehr erzählen, denn das tat er schließlich auch, aber der Rest war noch verwirrender. Froggys irren Reden zuzuhören führte nur zu rätselhaften Fragen, die niemals beantwortet werden würden. Die wenigen Male, als ich ihn gefragt hatte, worüber er redete, hatte er nur kurze, noch rätselhaftere Antworten gegeben wie:

König Kanonenkugel.

Pedro der Löwe.

Sag Hallo.

Worauf ich eine Augenbraue hob. Und dann grinste er mich an und nahm seine wirren Reden wieder auf.

Ich hatte ein paar Mal versucht, über andere Dinge mit ihm zu sprechen. Das Normalste, was er in einem Zeitraum von drei Jahren je zu mir gesagt hatte, war die Mitteilung, dass sein Stiefvater eins der erfolgreichsten Computerspiele aller Zeiten entwickelt hat. Was komisch war, denn das hätte ihn eigentlich in der Hackordnung an der PISS nach ganz oben katapultieren müssen, wenn die anderen es erfuhren. Aber ich

vermutete, genau das wollte Froggy aus irgendeinem Grund nicht.

Während er auf der Couch herumlungerte und weiter über Hamster redete (offenbar kam es darauf an, die korrekte Anzahl von Hamstern am Gürtel hängen zu haben), sah ich mir mein Essen genauer an. Es war für PISS-Verhältnisse relativ schlichte Kost: in der Pfanne gebratene Scholle mit cremiger Weißweinsosse und einem frischen Rucola-Salat. Ich schaute die winzige Portion an und sehnte mich verzweifelt nach mehr Essen. Die Schule servierte wahnsinnig winzige Mengen, im Vergleich dazu, was ich von zu Hause her gewohnt war.

Dieses bizarre Gefühl von *die Welt erobern* in meinem Bauch machte sich wieder bemerkbar. Plötzlich (und aus unerfindlichen Gründen) wusste ich, dass ich mehr zu essen haben könnte, wenn ich nur wollte. Ich wusste nicht, woher dieser Gedanke kam, aber ich war einfach davon überzeugt.

Und dann passierte etwas durch und durch Unmögliches.

Eine grüne Pflanze wuchs unter meinen Füßen heran.

Kleine Ranken lugten aus den Rissen im Marmorboden. Sie wuchsen langsam in die Höhe, alle paar Sekunden einen Fingerbreit. Und dann keimten Blätter hervor. Und nach einigen weiteren Sekunden starrte ich zwei wunderschöne und vollkommene Rucola-Pflanzen an, die in der Mensa aus dem Fußboden sprossen.

»Froggy, sieh dir das mal an«, sagte ich.

Er schaute sich um, aber entweder sah er die Pflanzen nicht oder fand sie nicht weiter bemerkenswert. Er kehrte in seine eigene Welt zurück, starrte mit leerem Blick zur Decke hoch und kaute langsam auf einem von zu Hause mitgebrachten Brot mit Sardinen und Vegemite herum.

Ich streckte die Hand nach unten aus und griff vorsichtig eins der zwischen meinen Füßen emporwachsenden Blätter, zog es heraus und legte es mir langsam auf die Zunge, ohne nachzudenken. Ich musste einfach sicher sein, dass das hier wirklich passierte, ehe ich zur kompletten Kernschmelze überging.

Das Rucola-Blatt schmeckte frisch und ein bisschen nach Pfeffer.

Und sehr echt.

Mir fiel das Essenstablett aus den Händen und kippte falsch herum auf den Boden. Froggy schaute es kurz an, ehe er sich wieder hinter seinen eigenen Gedanken auflöste. Ich stürzte um die Ecke in den normalen Teil der Schulmensa.

Edwin saß an seinem üblichen Tisch, umringt von Horden von Freunden. Sie giggelten, als ich auf sie zukam, aber Edwin brachte sie zum Schweigen.

»Kann ich kurz mit dir reden?«, fragte ich.

»Sicher, Greg, was ist denn los?«

»Nicht hier«, sagte ich. »Es ist wichtig.«

Edwin stand auf und machte einen Witz darüber, dass wir beide uns auf einer Blumenwiese tummeln gehen wollten. Der ganze Tisch lachte. Wenn ich diesen Witz gebracht hätte, wäre er mit peinlichem Schweigen aufgenommen worden. Aber Edwin besaß tatsächlich eine Begabung, alles witzig erscheinen zu lassen. Er könnte dir erzählen, dass deine Oma soeben gestorben ist, und du würdest dir aus irgendeinem Grund vor Lachen den Bauch halten.

Er ging mit mir in einen leeren Gang, der an die Mensa angrenzte, und machte ein ehrlich besorgtes Gesicht.

»Was ist denn los, Kumpel?«, fragte er. »Ich weiß, die anderen waren heute echt fies zu dir. Ich hab eigenhändig alle Fo-

tos von der Wand gerissen, die ich überhaupt nur finden konnte ...«

»Darum geht es nicht«, unterbrach ich ihn. »Mit mir passiert gerade etwas ganz Komisches. Es ist schon passiert. Ich komme mir ... anders vor, als ob, ich weiß auch nicht ... als ob ich ausnahmsweise mal alles toll mache. Ich weiß, das klingt albern, aber es ist, als ob ich ... besondere Kräfte hätte oder so.«

»Ohhhh ...«, sagte Edwin langsam. »Greg, das nennt man *Selbstvertrauen*. Das ist etwas, das du in deinem tiefsten Inneren immer schon gehabt hast.«

Er streckte die Hand aus, um mich zum Scherz mit einem Finger anzustupsen. Ich schlug seine Hand weg.

»Das ist mein Ernst, das sollte kein Witz sein«, sagte ich.

»Okay, beruhig dich«, sagte Edwin und sein Grinsen verschwand. »Vielleicht kommt das vom Adrenalin, weil dir aufgegangen ist, dass du gestern eine Nahtod-Erfahrung überlebt hast? Im Stil von *Wenn ich einen Bärenangriff überleben kann, dann kann ich alles schaffen*? Etwas in dieser Art?«

»Ja, vielleicht«, gab ich zu. »Aber ... ich bin doch ein Belmont!«

»Und?«

»Und du weißt, das bedeutet, dass ich schon eine Menge Nahtod-Erfahrungen überlebt habe«, sagte ich. »Wie vorigen Sommer, als mein Dad und ich in diesen Autounfall mit der explodierenden Kuh verwickelt waren.« (Echt. Lange Geschichte.) »Oder vor drei Jahren, als mein Dad fast unseren Wohnblock abgefackelt hätte, als er zum Mittagessen eine Gans kochen wollte. Oder als ...«

»Okay, ja, hab schon verstanden«, sagte Edwin.

Es passte ihm nicht, wenn ich über die Belmont'sche Neigung zu katastrophalem Versagen sprach. Er glaubte, dass unser

Aberglauben das ganze Pech überhaupt erst verursachte – er nannte das eine *sich selbst erfüllende Prophezeiung*.

»Lass uns doch eine schnelle Partie Schach spielen«, schlug Edwin vor und zog sein Telefon aus der Tasche. »Wenn du wirklich neue Kräfte entwickelst, dann müsstest du eine Chance haben, mich zu besiegen. Nur so wäre das nämlich überhaupt jemals möglich.«

»Mann, das ist nicht komisch.«

»Sollte auch kein Witz sein«, sagte Edwin.

Ich nickte, aber dann fiel mir ein, dass überhaupt kein Test mehr nötig war.

»Eigentlich habe ich schon einen Beweis dafür, dass mit mir etwas Seltsames passiert«, sagte ich. »Komm mit.«

Ich führte Edwin auf die andere Seite der Mensa. Froggy saß noch immer dort und verzehrte sein Butterbrot, aber er ignorierte uns beide. Ich zeigte auf die Rucola-Pflanzen, die aus den Fliesen neben dem Sofa wuchsen.

»Ich hab die hier wachsen lassen, eben gerade«, sagte ich. »*Durch meine Gedanken*. Ich weiß nicht, wie ich das gemacht habe, aber ich habe es gemacht, da bin ich mir sicher.«

Und dann passierte etwas ungeheuer Seltsames. Edwins Gesichtsausdruck war total verändert. Aber er sah nicht verwirrt oder geschockt oder ungläubig aus. Oder auch nur belustigt. Er sah plötzlich besorgt aus. Als ob der Anblick dieser Pflanzen für ihn beängstigender war als die Nachricht, dass seine Eltern das gesamte Vermögen der Familie durch eine Footballwette verloren hätten.

»Wow«, sagte Edwin endlich. »Du hast mir tatsächlich keinen *Bären* aufgebunden, was?«

»Ehrlich, ist das jetzt der Moment für Wortspiele?«, fragte ich, konnte ein Grinsen aber nicht unterdrücken.

»Nein«, sagte er. »Das hier ist nicht der richtige Augenblick für Wortspiele. Das würde uns nur einen Bären dienst erweisen.«

Ich lachte, trotz meiner wachsenden Besorgnis um meine geistige Gesundheit – und vermutlich machte Edwin die Scherze auch nur zu meiner Beruhigung. Ich war froh, dass er nicht auch noch den Schulpsychiater gerufen hatte.

»Was soll ich denn jetzt machen?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht, Greg«, sagte Edwin. »Vielleicht dein Bestes tun, um *nichts in der Art mehr zu veranstalten*? Versuch einfach, dieses komische Gefühl zu unterdrücken und keine Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Warum? Weißt du irgendwas?«

»Nein, natürlich nicht!«, sagte er. »Ich bin genauso verblüfft wie du. Aber ich weiß, dass die meisten Lehrer das hier für einen ausgeklügelten Streich oder so was halten würden. Also versuch, ganz ruhig zu bleiben und nach der letzten Stunde so schnell wie möglich von hier wegzukommen. Wir reden später darüber, okay?«

»Okay ... okay, ja«, sagte ich, dankbar, weil er so ruhig blieb.

»Alles klar«, sagte er und wandte sich ab. »Halt dich bedeckt, was das hier angeht ... ehrlich.«

Ich nickte, als er ging, und fand seine Reaktion weiterhin tröstlich und seltsam zugleich. Er schien wirklich mehr zu wissen als ich. Aber so war Edwin eben – deshalb spielte er so gut Schach und fand so viele Freunde. Er wusste immer etwas, das man selbst nicht wusste. Er war einfach schlau.

Als ich noch neben den Rucola-Pflanzen stand, die ich auf irgendeine Weise telepathisch hatte wachsen lassen, bemerkte ich, dass Froggy mich anstarrte. Er war aufgestanden und sah mich an.

»Du bist mehr, als du glaubst«, sagte er.

»Was?«

Er gab keine Antwort, sondern hob eilig seinen Rucksack auf und ging davon, ehe ich ihn noch einmal fragen konnte, wie er das gemeint hatte.

6

Ich entdecke ein neues Talent: Mit meinem Gesicht Knochen brechen

Den Rest des Schultages passierte nichts Seltsames mehr.

Zum Teil lag das daran, dass ich auf Edwins Rat hin wild entschlossen war, das zu verhindern. Nach der achten Stunde wollte ich einfach nur schnell das Gebäude verlassen, ehe noch was passieren konnte – ehe ich aus Versehen in der Eingangshalle ein Maisfeld wachsen ließ oder in der Turnhalle einen Regenguss verursachte oder so.

Aber als ich die hintere Treppe hinunterstieg, stieß ich auf einen Haufen von anderen PISS-Leuten, die sich auf dem überfüllten Treppenabsatz im zweiten Stock drängten. Vom dritten Absatz konnte ich mit Leichtigkeit erkennen, was sie da ansahen:

Perry und Froggy.

Und die beiden schüttelten einander nicht gerade in aller Freundschaft die Hände.

Perry hielt Froggy an den Fußknöcheln in die Luft. Dem armen Jungen fielen die langen fettigen Haare über das Gesicht.

»Mach schon«, sagte Perry lachend, während er Froggy mehrere Male hob und senkte, wobei Froggys Kopf jedes Mal

dem Marmorboden so nahe kam, dass mir fast schlecht wurde.
»Ich will dich wie eine kleine Kröte hüpfen sehen.«

Erstaunlicherweise kicherten die Umstehenden, als ob das witzig wäre und nicht grauenhaft sadistisch. Ich hätte gern geglaubt, dass sie nur Angst vor der Strafe hatten, die sie erwartete, wenn sie nicht lachten – aber mindestens die Hälfte der Zuschauermenge bestand aus Perrys ebenso verblödeten Freunden. Wahrscheinlich genossen sie das Spektakel tatsächlich, aus Gründen, die nur ein ebenso gestörter Geist nachvollziehen konnte.

An jedem anderen Tag hätte ich genau gewusst, was ich zu tun hatte. Ich wünschte, ich könnte euch erzählen, ich hätte mich eingeschaltet und die Situation gerettet und dann die unvermeidlichen Prügel eingesteckt. Aber die Wahrheit war, dass ich wie ein Feigling die Flucht ergriffen hätte. Denn ich wusste aus Erfahrung, dass es die Sache meistens nur noch schlimmer machte, wenn ich mich in einer Krise zur Wehr setzte – vor allem bei meinem üblichen Pech. Es war besser, den Schaden so gering wie möglich zu halten und nur eine Person den Prügeln auszuliefern und nicht zwei.

Aber es war eben kein normaler Tag.

Ich brauchte nicht lange, vielleicht eine oder zwei Sekunden, um zu beschließen, dass ich Perry das hier nicht durchgehen lassen wollte. Die Entscheidung, *etwas zu unternehmen*, kam mir so fremd vor, dass ich ernsthaft vermutete, es könnten doch einfach Verdauungsstörungen sein. Also riss ich schnell den Mund auf, ehe ich mich doch noch verdrücken konnte.

»He, Immergrün!«, brüllte ich.

Alle fahren herum.

Niemand kam ungeschoren davon, der Perry so nannte.

»Bloß, weil du neidisch bist, dass Froggys Mom nicht abgehauen ist, hast du noch lange nicht das Recht, den armen Jungen zu quälen«, sagte ich.

Die anderen schnappten allesamt nach Luft. Alle wussten, dass Perrys Mutter ihn verlassen hatte, als er zwei Jahre alt gewesen war. Und er hatte noch immer daran zu knapsen, das bewiesen die sechs Mami-Tattoos, die sein Dad, ein UFC-Profi, ihm erlaubt hatte.

Ich bereute sofort, dass ich das gesagt hatte. Nicht, dass ich mich eingeschaltet hatte, sondern, dass ich es auf eine so waghalsige Weise versucht hatte. Ich hätte ihn vermutlich auch höflich auffordern können, damit aufzuhören, dann hätte die Sache möglicherweise ein besseres Ende genommen.

»Roly-McBowly Fettmont«, sagte Perry langsam und betonte gewissenhaft jede Silbe.

Er ließ Froggy fallen und der sackte auf dem Boden in sich zusammen.

Inzwischen war ich die letzten drei Stufen bis zum Treppenabsatz hinuntergestiegen. Die anderen drängten sich um mich zusammen und versperrten mir damit jeden Fluchtweg. Froggy kam mühsam auf die Beine und nahm seine Schultasche. Er warf mir einen dankbaren Blick zu, dann quetschte er sich durch die Menge und rannte die letzte Treppe hinunter.

Perry war jetzt nur noch wenige Zentimeter von meinem Gesicht entfernt. Er war mir so nah, dass sein heißer Atem meine Augenbrauen fast zum Schmelzen brachte.

»Du musst echt ein Masochist oder so was sein«, sagte Perry (das ist das Komische an Tyrannen, die teure Privatschulen besuchen – sie verfügen über einen gewaltigen Wortschatz). »Zuerst provozierst du einen armen Eisbären und dann beleidigst du meine Mom. Das ist einfach ... na ja, es ist *unhöflich*.

Für einen kleinen Fettsack bist du ganz schön gemein, weißt du das? Also entschuldige dich wenigstens, ehe ich dir die Fresse poliere. Vielleicht mache ich es dann kurz, wenn du dich ehrlich anhörst.«

»Äh, tut mir leid«, sagte ich und merkte selbst, wie leer sich diese Worte anhörten, als sie meinen Mund verließen.

»Ja, es wird dir bestimmt gleich leidtun«, sagte Perry langsam, fast bedauernd – als ob er im Grunde keine Lust hätte, mein Gesicht zu Staub zu zermatschen, und nur aufgrund irgendeines uralten Machismo-Gesetzes dazu verpflichtet wäre.

All mein Mut war verschwunden. Das Supermachtgefühl, das ich den ganzen Tag verspürt hatte, kam mir plötzlich vor wie pure Einbildung. Ich zog mich tiefer in die Ecke zurück, wie ein erschöpfter Boxer, der in den Seilen hängt und um das Ende der Runde betet.

Perry hatte genug geredet.

Er beschloss, unser Gespräch mit seinen zementblockgroßen Fäusten fortzusetzen. Er packte mit der linken Hand mein Hemd und holte quälend langsam mit der rechten aus.

Ich schloss die Augen und wartete auf den wangenzer-schmetternden Schlag.

Für einen Moment spürte ich einen Windhauch im Gesicht, als seine Faust mit unglaublicher Schnelligkeit nach vorn schoss. Ich registrierte vage, dass gleich darauf ein Aufprall folgte, aber es war seltsam – ich *spürte* nichts. Es gab keinen Schmerz, mein Kopf kippte nicht nach hinten, es war nicht einmal ein Druck auf meinem Gesicht zu merken – es war fast, als ob seine Faust wie Gummi von mir abgeprallt wäre.

Perrys Schrei hätte Blut zum Gerinnen bringen können und ließ mich die Augen endlich wieder aufmachen. Er krümmte

sich und hielt sich den Arm. Sein Gesicht verzog sich vor Schmerz, als er seine abgeknickten und geschwollenen Finger berührte, die von der rechten Hand herabhingen. Er sah mich an und trat einen Schritt zurück.

»Missgeburt«, fauchte er.

Die auf dem Treppenabsatz versammelten Schüler starrten mich in verdutztem Schweigen an. Ich hatte keine Ahnung, was hier gerade passiert war, aber zwei Dinge wusste ich:

- Mein Gesicht fühlte sich ganz normal an.
- Ich hatte auf irgendeine Weise Perry die Hand gebrochen.

Die anderen tuschelten, als ich mich vorbeidrängte. Als ich näher kam, wichen sie von selbst auseinander, wie zwei automatische Türen oder dieses magische Meer in der alten Sage.

Dann hörte ich Geflüster, von dem ich wusste, dass es nicht stimmen konnte:

»Hab ich mir das eingebildet, oder hat sich Greg Fettmont eben in Stein verwandelt?«

7

Wie man richtig starke Rückenmuskeln kriegt

Mein Dad stand in seiner EGOHS-Schürze hinter dem Tresen, als ich den Laden betrat.

Er schaute mich kurz an, dann erklärte er einem Kunden weiter, warum seine handgemachten Seifen so etwas Besonderes waren. *Das liegt an der Qualität und harmonischen, synergischen Integrität unserer seltenen Rohstoffe. Und an dem Verfahren selbst, das auf den alten, überlieferten Methoden einer Zeit beruht, als die Vorstellung von »organisch« noch gar nicht entwickelt worden war. Diese holistischen Eigenschaften von handgeschöpften ... bla, bla, bla, usw. usf.*

Ich hatte ihn schon Hunderte von Malen diese leidenschaftlichen Ansprachen halten hören. Aber es ging ihm nicht nur darum, etwas zu verkaufen. Er glaubte wirklich, dass seine Produkte Menschen besser mit Erde und Natur verbinden konnten.

Ich band meine Schürze um und trat zu Dad hinter den Tresen. Er kassierte und wandte sich dann endlich mir zu.

»Wie wars in der Schule?«, fragte er.

»Äh ...«, sagte ich, denn ich wusste nicht so recht, wo ich anfangen sollte.

Wie konnte ich all das, was passiert war, vernünftig erklären (z.B., dass ich mich offenbar in Stein verwandelt hatte und durch die Kraft meiner Gedanken Pflanzen aus dem Boden gewachsen waren), ohne dass er mich gleich zum Psychiater schleifte?

»Na ja«, fügte ich schließlich hinzu. »Es ist wirklich etwas total Seltsames passiert.«

Er hob ein wenig die Augenbrauen.

»Ich meine ... ich habe nur ...«

»Greg, du kannst mir *alles* sagen, das weißt du«, sagte mein Dad.

»Es ist bloß – ich bin nicht sicher, ob du mir glauben wirst«, sagte ich.

»Gib mir doch eine Chance.«

»Okay, na ja, ich ... äh, Dad, ich glaube, ich habe telepathisch Pflanzen aus dem Marmorboden im ersten Stock wachsen lassen. Werde ich jetzt verrückt?«

Ich rechnete damit, dass mein Dad lachen würde. Ich rechnete damit, dass er schnauben und mir erzählen würde, dass ich mir alles nur einbildete. Ich rechnete mit einer Mischung aus Unglauben und Besorgnis. Ich rechnete jedenfalls nicht damit, dass seine Augen aufleuchten würden wie unter Starkstrom gesetzte Weihnachtskerzen. Er beugte sich vor, als ob er soeben im Lotto gewonnen hätte, ich ihm aber noch sagen müsste, wo ich das Gewinnerlos versteckt hatte.

»Greg, du musst jetzt ehrlich zu mir sein«, sagte mein Dad. »Es ist sehr wichtig, dass du mir die Wahrheit sagst. Ich werde nicht böse sein ...«

»Okay ...«

»Hast du heute Morgen heimlich von meinem Tee getrunken?«

Ich seufzte und nickte und rechnete damit, dass seine seltsame Erregung in Zorn umschlagen würde. Oder zumindest in Enttäuschung. Aber stattdessen wäre er vor Begeisterung fast in die Luft gesprungen. Er grinste und hob sogar die Faust.

»Ich hab es gewusst!«, sagte er selbstzufrieden zu niemand Besonderem.

»Dad, was ist hier los?«, fragte ich. »Was hast du gewusst?«

»Hat dich irgendwer dabei gesehen?«, fragte er und ignorierte meine Fragen.

»Dad, was passiert mit mir? Was war in dem Tee?«

»Greg, das hier ist wichtig«, sagte er mit entschiedener Stimme. »Hat irgendwer gesehen, was heute passiert ist?«

In diesem Moment fielen mir Edwin und Froggy ein. Sie hatten die Rucola-Pflanzen gesehen. Dann wanderten meine Gedanken weiter zu den zwanzig oder dreißig Leuten, die miterlebt hatten, wie ich mich in Stein verwandelte. Die klare Antwort war also: Ja. Jede Menge Leute hatte gesehen, was passiert war.

Aber in dem Moment klickte endgültig irgendetwas in mir. Mein Dad wusste, was los war. Es hatte offenbar mit seinem seltsamen nebligen lila Tee zu tun. Und mit dem komischen Gegenstand in der Reisetasche. Und all den anderen Geheimnissen, die er offenbar sein ganzes Leben lang vor mir gehabt hatte. Es hatte mir in der Vergangenheit nichts ausgemacht, nicht so genau hinzuschauen, als ich noch dachte, es ginge vor allem darum, dass ich frittiertes Vogelgehirn oder gepökelte Entenzungen oder pürierte Würmerdärme aß. Aber jetzt, wo ich von Bären und Vögeln angegriffen wurde und mich in Stein verwandelte, hatte ich ein *Recht* darauf, die Wahrheit zu erfahren.

»Ich sag dir nichts mehr, solange du mir nicht sagst, was hier los ist«, sagte ich. »Was war in deinem Tee? Was ist das für ein komisches Ding in deiner Reisetasche? Warum hat mich gestern ein Bär überfallen? *Was geht hier eigentlich vor sich, Dad?* Bitte.«

Mein Dad wich zurück, als ob ich ihn geschlagen hätte. Das hatte er nicht erwartet. Ich glaube, er hatte angenommen, ich würde diese seltsamen Ereignisse gelassen hinnehmen wie immer. Dann schüttelte er den Kopf, und ich wusste, dass er mir rein gar nichts verraten würde.

»Wir können später über alles reden«, sagte er. »Versprochen. Aber das hier ist ungeheuer wichtig. Mein ganzes Lebenswerk hängt davon ab. Was ist in der Schule sonst noch passiert? Hat irgendwer etwas gesehen?«

»Dein Lebenswerk?« Ich brüllte fast. »Hör mal, Dad. Ich hab es wirklich satt, mir von deinem Lebenswerk erzählen zu lassen. Vor allem, da du das nie mit mir teilst. Meinst du nicht, ich hätte dich ab und zu mal gern zu einer deiner Expeditionen begleitet? Wir hätten das zusammen machen können. Stattdessen hast du Geheimnisse vor mir. Und jetzt hat dein Sohn eine Krise, er wird entweder verrückt oder noch Schlimmeres, und du machst dir nur Sorgen über dein Lebenswerk! Danke für deine Fürsorge, Dad.«

Jetzt bemerkte ich in Dads Gesicht einen Ausdruck, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ich hatte ihn zutiefst verletzt. In vieler Hinsicht war er wie ein Hundebaby – immer glücklich, unmöglich zu entmutigen. Aber nun sah ich in seinen Augen echten Schmerz. Das übliche fröhliche Funkeln war verschwunden.

»Ich weiß, du meinst, ich interessiere mich nur für meine Arbeit und mache Jagd auf Zutaten und habe Geheimnisse vor

dir«, sagte mein Dad mit ein wenig zitternder Stimme. »Aber das ist nicht alles. Ich meine ... es ist schwer, das jetzt zu erklären, aber ...«

Er konnte mir nicht ins Gesicht sehen und starrte nur die Kasse an.

Mein Blick wanderte zu den Fenstern. Für halb fünf Uhr nachmittags war es ungewöhnlich dunkel und ich fragte mich, ob wir wohl Sturm bekommen würden. Das Wetter erschien mir als das einzig Vernünftige, worüber ich noch nachdenken konnte an einem Tag, an dem ich mich möglicherweise in Stein verwandelt und die Gefühle meines Dad verletzt hatte – beides hätte ich bisher für unmöglich gehalten. Wie zur Antwort prasselte jetzt Regen draußen auf den Bürgersteig. Passanten liefen an unserer Tür vorbei und spannten Schirme auf. Ein Teil von mir wollte gern eine halbherzige Entschuldigung stammeln, vor allem, weil mein Dad so elend aussah. So sah ich ihn sonst nur einmal im Jahr, am Todestag meiner Mom.

Aber ich sagte nichts, denn er hatte es verdient, sich so elend zu fühlen. Selbst nach meinem Ausbruch saß er einfach nur da. Er schien noch immer nicht sonderlich besorgt um mich, eher darum, wer was gesehen hatte. Wenn er stur sein wollte, dann konnte ich das auch. Auch wenn ich jetzt anfang, mich ein bisschen schuldig zu fühlen.

»Dad, kannst du nicht einfach ...«

»Vergiss es, Greg«, sagte mein Dad, ohne aufzublicken. »Wir können später darüber reden. Ich muss telefonieren. Was heute passiert ist ... na ja, es ist von weiter reichender Bedeutung, als du jemals erfassen wirst.«

»Ich würde es erfassen, wenn du es mir erzählen ...«, begann ich, aber er ließ mich nicht ausreden.

»Greg, für mich ist dieses Gespräch beendet, ich hab keine

Zeit«, sagte er mit fester Stimme. »Jetzt geh zu den Kunden, die gerade hereingekommen sind, und frag, ob sie Hilfe brauchen. Wir reden später weiter.«

Ich wartete, ich wollte jetzt nicht wieder lockerlassen wie sonst immer. Aber er hielt schon das uralte Ladentelefon an sein Ohr und wählte eine Nummer. Also riss ich mich vom Tresen los, um die Kunden zu begrüßen, die vermutlich nur Schutz vor dem Regen suchen wollten.

Die Ersten, auf die ich zuing, waren ein seltsames Paar.

Zwei Männer. Einer war massig und stark, er musste sich alle Mühe geben, sich durch die engen Gänge zu zwängen. Er trug einen Trenchcoat und eine graue Jogginghose und hatte die Haare kurz geschoren wie ein Soldat. Er war mindestens zwei Meter zehn groß und brachte locker an die hundertfünfzig Kilo solide Muskelmasse auf die Waage. Seine Ärmel spannten über seinen voluminösen Armen, als ob sie aus Elasthan wären statt aus Mantelstoff. Sein Kumpel war fast so klein wie ich, aber viel dünner, er war wirklich weniger als die Hälfte seines Gegenübers. Er hatte sandfarbene Haare, die ihm über die Ohren hingen, und ein hageres Gesicht.

»Kann ich irgendwie behilflich sein?«, fragte ich.

Sie fuhren herum, verwirrt von meiner Stimme.

»Oh, he, Bro«, sagte der Große. »Ist das hier ... äh ... dieser Irdenwarenladen ... äh ... von Trevor Belmont?«

Er hatte einen leichten Akzent, den ich nicht unterbringen konnte, vielleicht kam er aus Kanada oder Kalifornien.

»Ja«, sagte ich. Nach dem Gespräch mit meinem Dad war ich noch immer angespannt. »Das stand jedenfalls an der Ladentür, als ich zuletzt dort nachgesehen habe.«

»He, Kleiner, hüte deine Zunge«, sagte der Kleinere, aber es klang nicht wie ein Vorwurf, sondern eher wie ein Insidertipp.

»Glaub mir, du willst meinen Freund auf keinen Fall sauer machen, Bro.«

»Wer ist er denn, der unglaubliche Hulk oder so?«, fragte ich.

Der größere Typ legte den Kopf schräg und schien die Anspielung nicht zu begreifen. Der kleinere lachte, aber es klang nervös. Beunruhigt. Fast, als ob er sagen wollte: *Ja, genau so ist es.*

»Na ja, war nicht böse gemeint«, sagte ich. »Trevor ist mein Dad. Suchen Sie irgendwas Besonderes?«

Der kleine Bro warf einen Blick zur Tür, als ob er den nächstgelegenen Ausgang suchte. Die (reichlich vorhandenen) Haare auf meinen Armen sträubten sich und ich hatte plötzlich ein schlechtes Gefühl, was diese Jungs anging. Aber dann grinste er plötzlich wieder. Der große Bro folgte seinem Beispiel, und obwohl sein Lächeln eher ein fieses Grinsen und seine Zähne bräunlich und ungleichmäßig waren, hatte es doch eine Art dämmlichen Charme, der mich beruhigte.

»Ja, das tun wir allerdings«, sagte der kleine Bro. »Unser Kumpel vom Gewichtheben sagt, dass er hier in diesem Laden so ein paar total ökomäßige Nahrungsmittelzusätze gekriegt hat, die total legal sind!«

»Und das hat ja so was von gewirkt, Bro!«, stimmte der große Bro ein. »Unser Kumpel, Marlon, ist besser in Form, als ich je erlebt habe. Er ist einfach der totale Hammer, ich meine, sein Latissimus ist so was von saftig! Unser Kumpel stemmt glatt drei Hundis.«

Ich fand die Beschreibung des Latissimus seines Kumpels total peinlich, egal, wovon er da überhaupt redete.

»Da sind Sie hier richtig«, sagte ich. »Nahrungsmittelzusätze für Körper und Geist sind da drüben, zwei Gänge wei-

ter, ziemlich weit hinten, geradeaus. Allesamt natürlich total bio, also sind sie sicher auch legal bei, äh, Wettbewerben oder was weiß ich.«

»Cool, Bro, danke«, sagte der kleine Bro.

Ich wich rückwärts aus dem Gang zurück und stellte mich neben die Kasse, um den großen Bro vorbeizulassen. Er musterte mich im Vorübergehen kurz von Kopf bis Fuß.

»Hau mich ruhig an, wenn du ein paar Workout-Tipps willst«, fügte er hinzu. »So wie du aussiehst, könnte es dir guttun, mal 'ne Runde Eisen zu pumpen. Weißt du, was ich meine?«

»Ja, klar, und du siehst aus, als könnte es dir guttun, mal 'ne Runde *kein* Eisen zu pumpen, Bro«, murmelte ich. »Weißt du, was ich meine?«

Der große Bro runzelte die Stirn und sein Gesicht lief rot an. Ich lief eilig in den nächsten Gang, wo ich eine andere Kundin sah, eine ältere Dame, die vorsichtig unsere Auswahl an biologisch-dynamischen Baumölen durchsah.

Ich war gerade bei ihr angekommen, als der Strom ausfiel.

Die Lichter erloschen mit einem elektrischen Knistern und der ganze Laden versank in Dunkelheit. Ich war höchstens einen Meter von der Frau entfernt, aber ich konnte jetzt nur noch ihre zierliche Silhouette sehen.

Sie schnappte nach Luft.

»Das ist nicht so schlimm«, sagte ich. »Das liegt sicher am Sturm. Und Sie wissen ja, unsere Elektrizitätswerke ...«

Dann keuchte die Dame so heftig auf, als ob sie gleich loschreien wollte.

»Das wird schon, und wir haben Taschenlampen ...«

Aber als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, sah ich endlich ihr Gesicht. Der Stromausfall war nicht ihr größtes

Problem. Sie starrte aus weit aufgerissenen Augen etwas hinter mir an.

»Ich hab dir doch gesagt, mach ihn nicht sauer, Bro!«, brüllte der kleine Bro.

Ich fuhr herum. Und dann stieß ich den Schrei aus, den die alte Dame auf irgendeine Weise unterdrückt hatte.